16/1986 PREIS 0,80 M

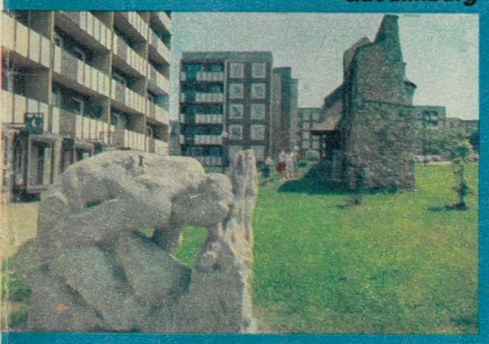
ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Montage im OP

Laufen lernen beim Doktor in Kurgan

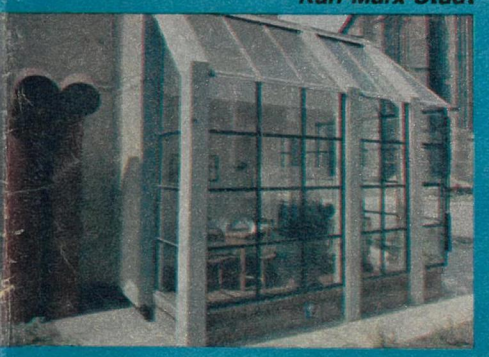
Quedlinburg



Magdeburg

Berlin

Karl-Marx-Stadt



Halle

Stadt-Bummel

Neue FW-Serie vom Bauen und Wohnen. Unterwegs in Halle und anderswo.

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Medizin
Beim „Michelangelo der Orthopädie" – Report aus Kurgan **Seite 4**

Äthiopien
Neusiedler am Wabi Schebele **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

13. August 1961
Erinnerungen rund um das Brandenburger Tor **Seite 16**

Verkehr
Extremfall-Training mit der neuen Fähre in Mukran/Rügen **Seite 18**

Polemik
Der dritte Aufstand – USA-Wissenschaftler gegen SDI **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber
Winterreisen in die UdSSR 1987 **Seite 24**

Memoiren
Die Reisen des Weltumseglers Adam Johann von Krusenstern **Seite 26**

Serie
Heute und morgen in unserer Stadt: Rund um die Berliner Nikolaikirche **Seite 28**

Bildfeuilleton
Auf Budapests Margareteninsel **Seite 30**

Film
Mög es jeden so erfreuen – Rückblick auf Karlovy Vary **Seite 32**

Literatur
Paul Gauguin bei Mucha **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Das Tierhäuschen **Seite 40**

Schach
Die letzte WM-Revanche **Seite 42**

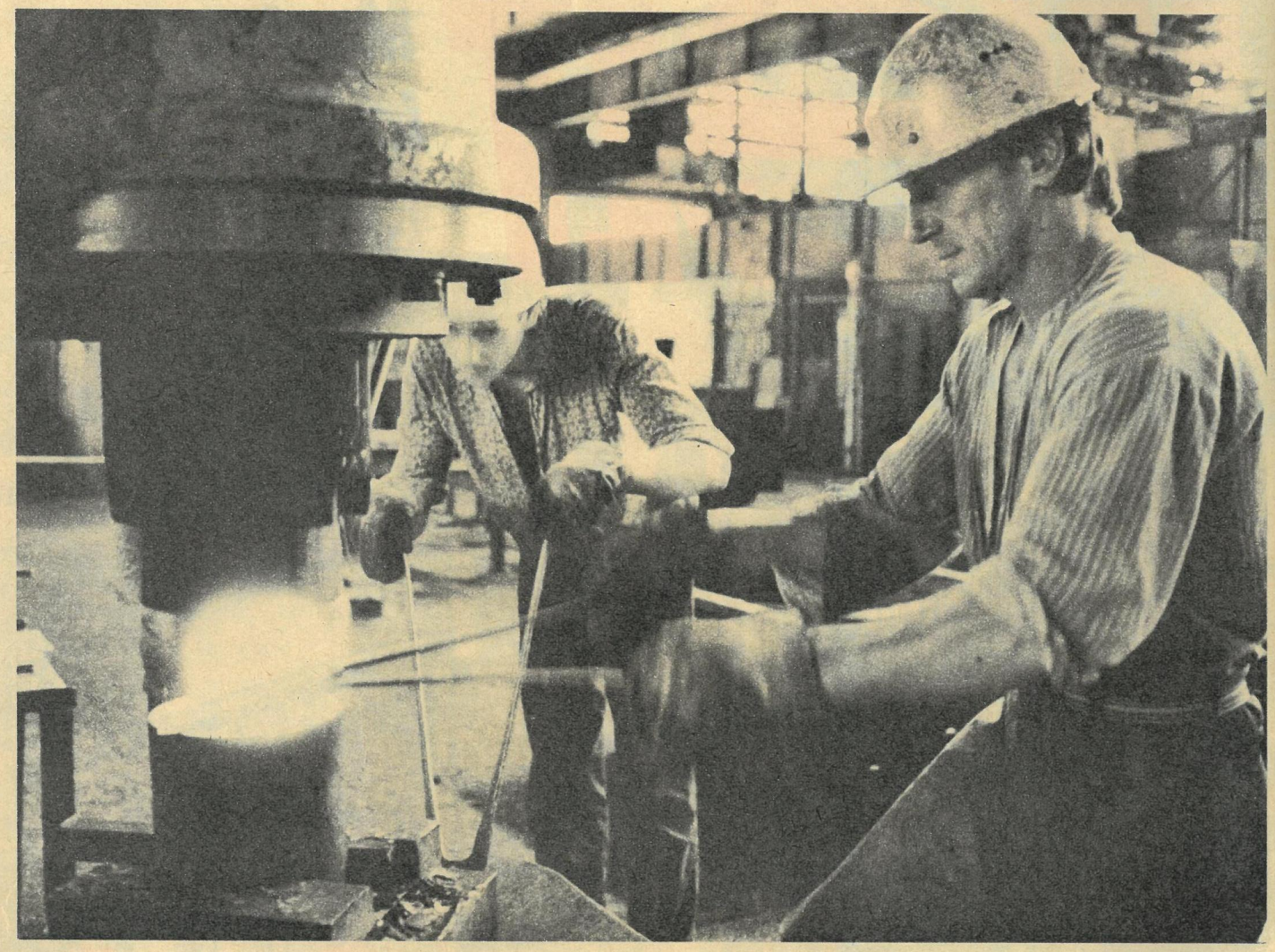
Leserforum **Seite 44**

Porträt
Die Welt des Armin Münch **Seite 46**

Kampuchea
Phnom Penh – eine Stadt im Aufblühen **Seite 52**

Titelfoto:
Detlev Steinberg bummelte durch die Hallenser Klement-Gottwald-Straße und innerstädtische Baugebiete anderer Städte der DDR

Redaktionsschluß für dieses Heft: **28. 7. 1986**



Eisen aus der Apotheke

Kontinuität — Trumpf der Freitaler Industrieschmiede

Zwischen Schaltpult und Lufthammer bewegt sich die Arbeit der Jugendbrigade „German Titow", Kollektiv DSF in der Schmiede des VEB Edelstahlwerks 8. Mai 1945 in Freital. Handwerk und moderne Technik bilden hier ein harmonisches Ganzes. „Gefühl für das Eisen brauchst du an der modernen Schmiedemaschine wie hier am Lufthammer", meint Karl-Heinz Wendisch (oben). Und Eisen ist nicht gleich Eisen, 320 verschiedene Stahlqualitäten kommen als Vormaterial für die Schmiedeproduktion aus dem Stahl- bzw. Walzwerk. In der Schmiede werden daraus flache, runde, sechs- oder vierkantige Stäbe unterschiedlichster Abmessung. Außerdem entstehen unter den geschickten Händen der Männer oder im eisernen Griff der Schmiedemanipulatoren Ringe, Scheiben, Hohlkörper – hochlegiertes Material für Zahnfräsen, Schnellarbeitsstähle und Wälzlager oder Skalpelle, Telefonmembranen und Gedenkmünzen. Zu finden in allen Ecken unserer Republik, exportiert in 17

Länder auf drei Kontinenten. „Manchmal erinnert unsere Produktion an eine Apothekenwirtschaft“, sagt Thomas Schöne, Meister bei den „Titows“ (großes Foto, 2. v. rechts). „Wir arbeiten nach Kundenwünschen, und da sind es oft Kleinserien bestimmter Stahlsortimente, die wir bearbeiten. Manchmal haben wir in einer Schicht 30 verschiedene Aufträge.“ Darin sehen die Männer in der Schmiede noch viele Reserven. Nach dem XI. Parteitag der SED haben sie deshalb alle Bereiche des Werkes aufgerufen, sie zu unterstützen, um 200 Tonnen hochveredelter Freiform-Schmiedestücke zusätzlich in diesem Jahr zu schaffen. Sie suchten und fanden Partner, so daß sich eine Kette von der Produktionsleitung über das Stahlwerk und das Walzwerk, die Instandhaltung, die Glüherei und TKO bis hin zum Direktorat Bilanzierung, Beschaffung und Absatz hinzieht. „Unsererseits geben wir jeden Tag alles und erfüllen den Plan, fahren aber bei bestimmten Sortimenten auch Hochleistungsschichten, in denen wir versuchen, die besten Werte für deren Bearbeitung zu finden“, erklärt der Meister. „So haben wir zum Beispiel beim Schmieden von Sechskantmaterial für die Schraubenproduktion die Normzeit von viereinhalb auf vier Minuten gesenkt. Andere Sortimente sind dagegen fast ausgereizt. Da freuen wir uns, wenn wir einige Zehntel gewinnen.“ Aber viele Zehntel werden auch zu Minuten, und was die Zeit betrifft, ist jeder Schmied geizig. Er kennt das uralte Wort: Schmiede das Eisen, solange es heiß ist. Ansonsten leidet die Qualität. Jede Stahllegierung braucht andere Hitzewerte zum Schmieden. Die günstigsten herauszufinden bedeutet beste Qualität, ja sogar noch Energieeinsparung. Die Männer an den Hämmern und Schmiedemaschinen arbeiten bei der Suche nach den Reserven eng mit den Ingenieuren und Wissenschaftlern des Betriebes zusammen, da paart sich das Gefühl für das Eisen mit dem Wissen um den ganzen Prozeß ihrer Arbeit. Und eine der nächsten Schichten, in denen dem Eisen wieder einige Zehntel abgerungen werden sollen, wird in der letzten Augustwoche gefahren. 110 Prozent Produktionsleistung bei gleicher Qualität und gleichem Energieverbrauch sind das Ziel – gewidmet dem Weltfriedenstag am 1. September.

Hajo Obuchoff (Text)
Detlef Christel (Fotos)

FREIE WELT
EXKLUSIV

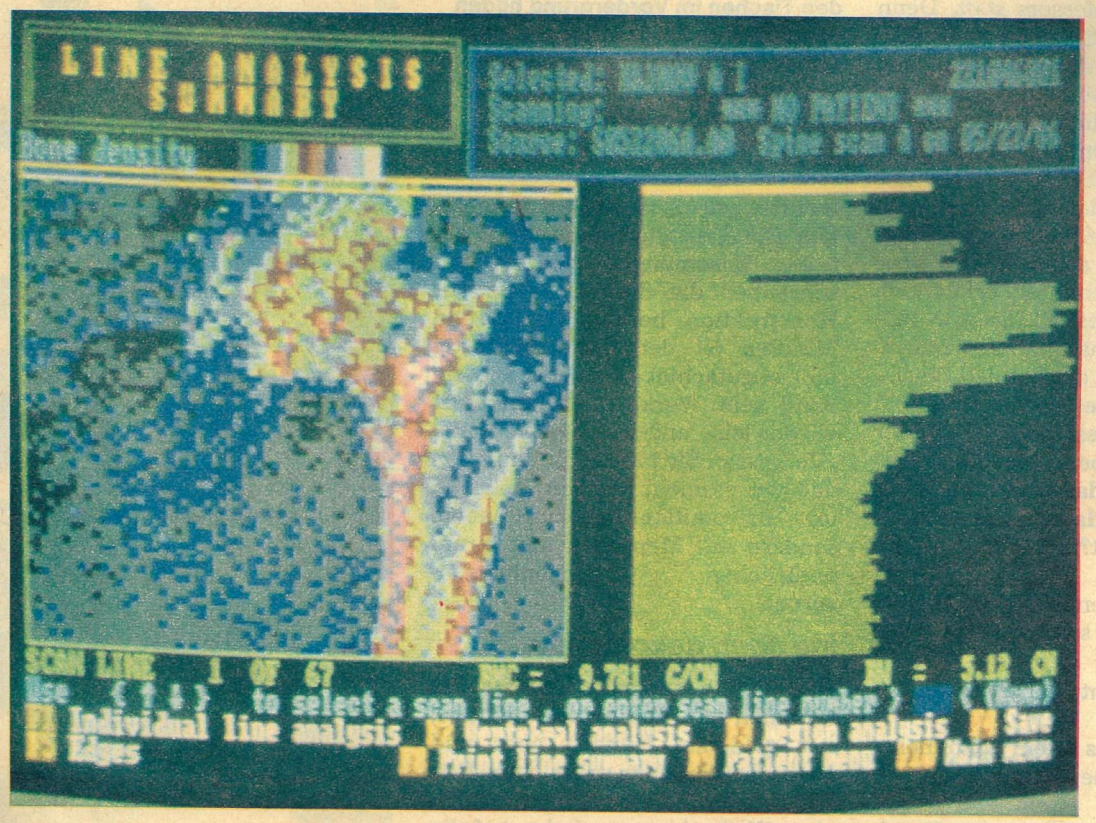
Ein Beitrag unserer Moskauer Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

Lauf, Junge,

Ohne Gipsverband und Schiene:

lauf!

Der Doktor mit dem lustigen Schnurrbart lächelt freundlich. In seiner Ruhe und Warmherzigkeit ist er die Güte in Person. Doch was er sagt, erscheint der zur Behandlung mitgereisten Mutter, selbst Krankenschwester, unheimlich: Ihr Junge, gerade vor zwei Tagen nach dem Bruch am Unterschenkel operiert, soll jetzt – mit dem Gestell aus Metallstangen und Ringen am Bein (Foto links) – Fußball spielen gehen! Es gehört schon eine Portion Mut und Vertrauen in diese ungewöhnliche Kunst, um sich in die Obhut des Orthopäden Gawriil Ilisarow zu begeben. Wirkt er nicht geradezu wie ein Wundertäter, wenn man in seinem Institut im sibirischen Kurgan einen Zwergwüchsigen fragt, ob er mittelgroß oder groß sein möchte, und sich dann an die Erfüllung dieses Wunsches macht? FREIE WELT besuchte den Leninpreisträger bei der Arbeit und zu Hause.



Modernste Diagnosetechnik gehört zur wissenschaftlichen Begründung der Ilisarowschen Methoden: die Verteilung der Minerale, mit radioaktiven Nukliden sichtbar gemacht (links), gibt Auskunft über die Struktur des neu gewachsenen Knochens.

Das Bein nach der Operation und dem Anlegen des Ilisarowschen Apparats im Röntgen-Computertomografen: Ungenauigkeiten beim Wachsen der Knochen lassen sich auf dem Bildschirm räumlich und präzise auswerten.

Chefvisite. Der Einfachheit halber findet sie im holzgetäfelten Arbeitszimmer des Professors statt. Denn ans Bett gefesselt ist hier in der Klinik kaum einer der Patienten, und das Laufen gehört unbedingt zur Therapie – möglichst bald nach der Operation und möglichst viel. Der jungen Frau aus Charkow, die uns vom behandelnden Arzt vorgestellt wird, soll der Apparat am Oberschenkel schon abgenommen werden. Die Heilung ist erfolgreich verlaufen. Professor Ilisarow läßt sich die Röntgenaufnahmen zeigen, betrachtet noch einmal das Bein – und plötzlich verfinstert sich sein Gesicht, bricht es wie ein Gewitter über den daneben stehenden Arzt herein: „Wenn das Ihre Frau wäre, hätten Sie sie dann auch so nach Hause geschickt?"

„Ja, aber..."

„Schauen Sie genauer hin: Sind die beiden Beine symmetrisch oder nicht?"

„Vielleicht nicht ganz, kaum zu merken..."

„Wissen Sie, was so ein Schönheitsfehler für eine Frau bedeuten kann?!"

Der Professor greift in seine Kitteltasche und zieht einen Mutternschlüssel hervor. Einige Stangen werden gelockert, andere festgezogen. Ein Assistent bringt neue Bauteile. Zusammen stecken und schrauben die drei Ärzte an der Konstruktion herum. Nach zehn Minuten ist der Professor fertig und begutachtet strahlend wie ein Kind sein Werk. Die Stimme ist wieder leise und weich geworden: „Vergessen Sie bitte in Zukunft nie, daß wir es nicht nur mit Knochen und Extremitäten zu tun haben, sondern mit Menschen und ihrem natürlichen Schönheitsanspruch..."

Ein „Stabilbaukasten" im Operationssaal (oben): die Metallteile auf den Tischen im Vordergrund bilden die Elemente für den Ilisarowschen Apparat, mit dem der Knochen beim Strecken und Zusammenwachsen von außen fixiert wird.

Ins Joch gekommen

Das könnte ein echt Grimmsches Märchen sein: Ein Armeleutejunge, mit goldenen Händen aber und ebensolchem Herz, trifft beim Reisigsammeln für den Winter auf ein altes Weib, dem er wieder auf die Beine hilft. Als Dank dafür verleiht ihm die gute Fee, die sie in Wahrheit ist, die wundersame Gabe, Menschen nach seinem Willen umgestalten zu können: Zwerge etwa groß werden zu lassen und Riesen klein... Seither, so er nicht gestorben ist, treibt der Wundertäter dort im Wald hinter den sieben Bergen sein nützliches Werk: allem, was da an Mißgestaltetem kreucht und fleugt, wieder sein rechtes Maß zu geben.

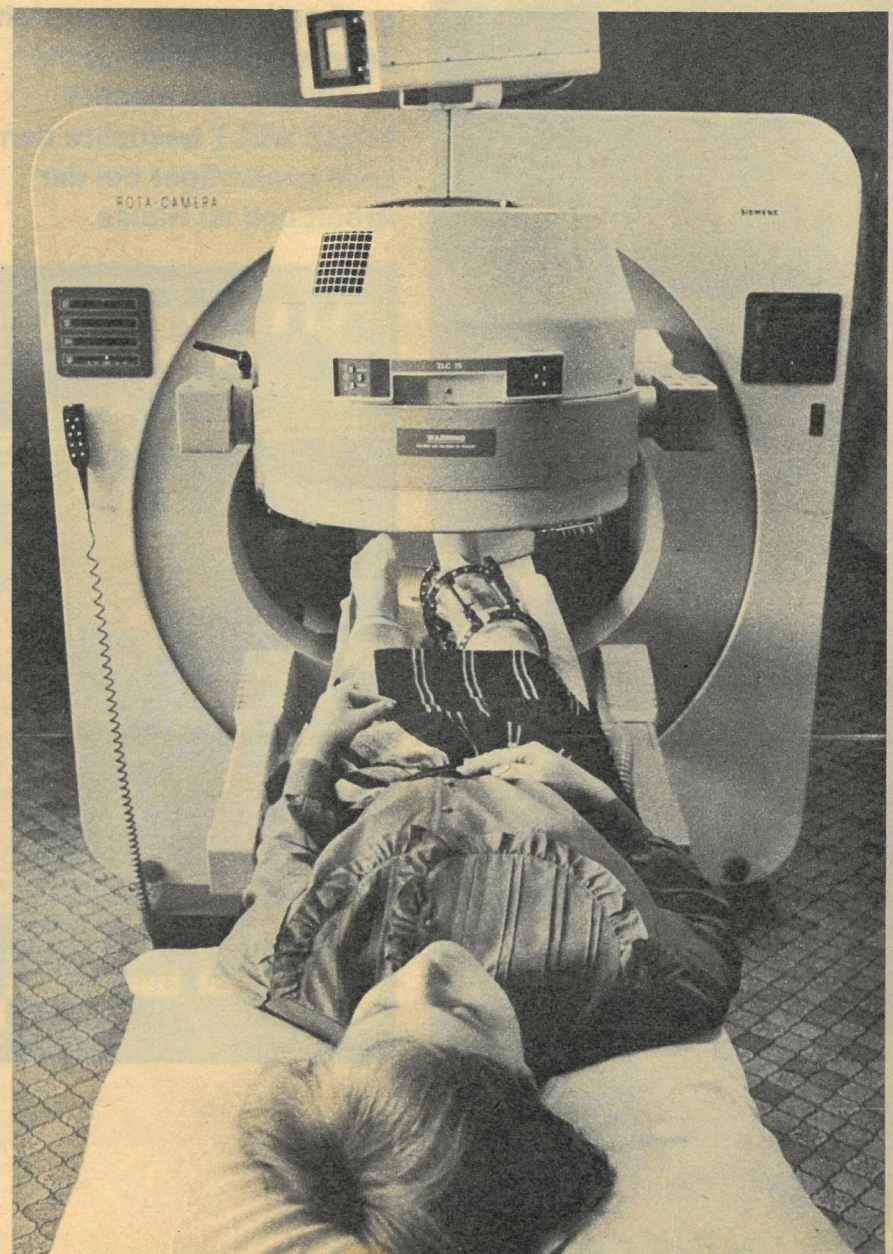
Und das ist die „streckenweise grimmige Wirklichkeit", wie es der Professor formuliert: Der Sohn armer Bauern aus dem Volk der Taten, das am Kaspischen Meer zu Hause ist, kann erst mit zehn Jahren zur Schule geschickt werden, weil ihn die Familie bis dahin braucht. Ilisarow: „Ich hatte das Vieh zu hüten und Brennholz im Wald zu sammeln." Gleich in die vierte Klasse eingeschult, sitzt er nun auch des Nachts über den Büchern. „Um die Mitschüler wieder einzuholen, mußte ich doppelt arbeiten." Das zahlt sich aus: Schon in der fünften Klasse ist er der Primus und beendet die Schule schließlich in der Hälfte der Zeit. Aber auch beim anschließenden Medizinstudium auf der Krim soll

LAUF, JUNGE, LAUF!

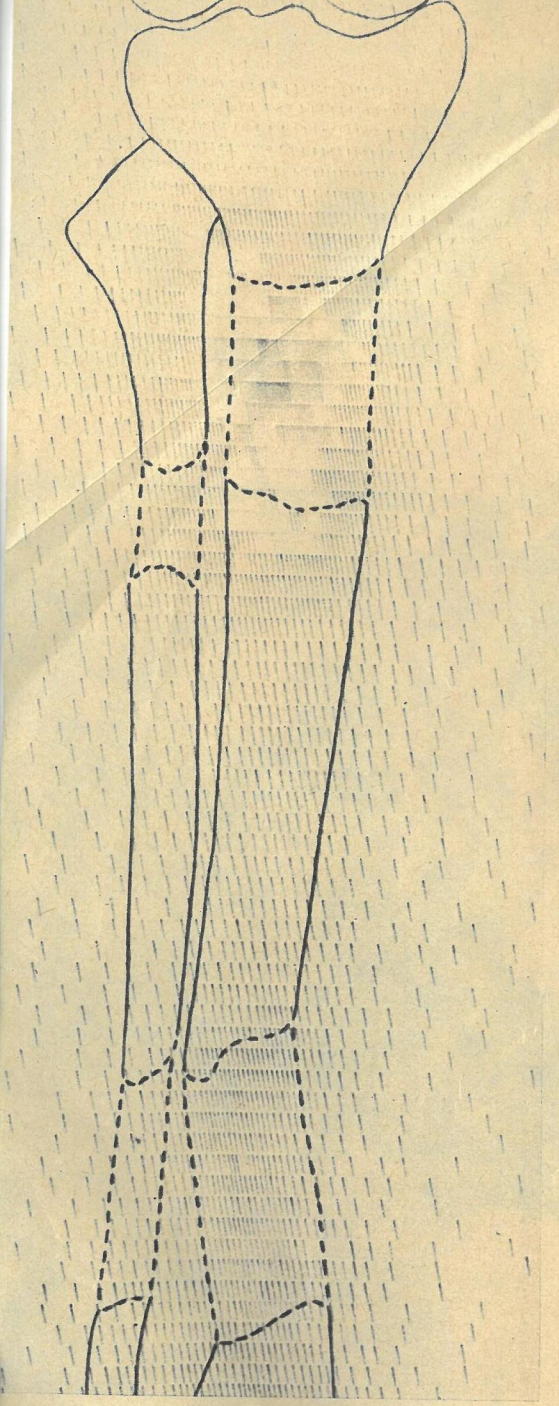
er es wieder schwer haben: Der Krieg kommt, und er muß es in einer Art „Notexamen" früher abschließen und wird sofort in einen großen Landkreis nach Westsibirien geschickt. „Als einziger Arzt weit und breit."

Der Landarzt hinter dem Ural hat mit dem Kriegs- und Nachkriegsmangel zu kämpfen, beispielsweise an Gips, Schienen und Stahlnägeln, ohne die man keinen Knochenbruch heilen kann. Und er sieht, was es für ein tragisches Unglück in einer Familie ist, wenn die wenigen arbeitsfähigen Männer und Frauen nach einem Unfall für Wochen ans Krankenbett gefesselt sind. „Wenn ich auf einem Pferdewagen zu den Patienten fuhr, hatte ich stets Kumt, Krummholz und Deichsel vor mir. Das brachte mich eines Tages auf die Idee: ein Joch für das gebrochene Gliedmaß zu bauen – eine eiserne Manschette aus Speichen, Bögen und Zügen, immer wieder neu zu verwenden, sehr stabil und trotzdem jedem Patienten individuell anzupassen!"

Und was die Märchenfee angeht: „Meinen ersten Apparat legte ich



Ständige Bewegung und eine starke Belastung beim täglichen Training sind das A und O der Therapie nach der Operation: Viele Kinder sind Patienten des Doktors aus Kurgan.



Computergrafik des um mehrere Zentimeter neu gewachsenen Knochens nach der Streckung: erhöhte Stoffwechseltätigkeit in den Wachstumszonen deutet auf einen aktiven Heilungsprozeß hin.

LAUF, JUNGE, LAUF!

einer älteren Frau an. Bis heute – das war immerhin Anfang der 50er Jahre – erinnere ich mich an ihren Namen: Kroschakowa. Sie wohnte in Makuschin. Fünfzehn Jahre war sie an Krücken gegangen. Nach der Operation brauchte sie mit meinem Apparat nur ein Sechstel der sonst üblichen Zeit zur Genesung und fuhr dann nach Hause. Eines Tages bekam ich dann einen Brief von ihr: ‚Als ich auf dem Bahnhof ankam', schrieb sie, ‚war niemand mich abholen gekommen. Da mußte ich die neun Kilometer durch Schlamm und Lehm zu Fuß gehen. Doch das frisch operierte Bein kam mir wie neu vor!' – Da wußte ich, daß in meinem Apparat viel mehr steckt als nur ein Ersatz für den Gipsverband", sagt Professor Ilisarow.

Mehr als eine Schönheitsreparatur

Wie bei einer Herzoperation müssen wir einen Mund- und Haarschutz anlegen. Doch wo im Operationssaal sonst die Päckchen mit den Fäden und Tampons liegen, machen sich Schrauben, Stangen und andere Eisenteile wie aus einem großen Kinderstabilbaukasten breit. Allesamt nicht weniger sorgfältig sterilisiert, wie man uns versichert. Dahinter der OP-Tisch, auf dem Patienten der Unterschenkel mit einem Desinfektionsmittel eingepinselt wird. Nach einem Blick auf die Röntgenbilder vor den Leuchtkästen rechts an der Wand bohrt einer der Ärzte die Drähte – nach einem Heidelberger Chirurgen Kirschner-Drähte genannt – durch Schien- und Wadenbein. Dann kommt Professor Ilisarow, eröffnet die Weichteile, greift zu Hammer und Meißel und durchtrennt an zwei Stellen die Beinknochen. Die Drahtenden werden an den Metallringen festgeschraubt, die der Patient dann wie eine Manschette tragen wird.

Nun kann das beginnen, was für den Laien wie ein Wunder aussieht: In den darauffolgenden Tagen und Wochen werden die Ärzte das Gestell alle 24 Stunden um rund einen Millimeter auseinanderschrauben. Soviel Zeit braucht der Knochen, um in dem Spalt zwischen den zwei Bruchflächen nachzuwachsen, stimuliert von der Zugspannung. Auf diese Weise lassen sich zu kurz gewachsene Extremitäten erheblich verlängern. Für Menschen mit angeborenem Zwergwuchs ist das mehr als nur eine „Schönheitsreparatur". Sie, die von vielem in der Gesellschaft ausgeschlossen waren, weil sie dort im wahrsten Sinne des Wortes nicht hineinpaßten, sind plötzlich genauso groß wie ihre Alterskameraden. Kein Wunder, daß sich unter ihnen die Kurganer Adresse herumgesprochen hat und die Wartezeit auf eine solche Operation dort Jahre beträgt. Bei einer solchen Verlängerung in Kurgan steht der Rekord bei 52 Zentimetern. „Seit Hippokrates' Zeiten galten die Knochen eigentlich als recht wachstumsträges Gewebe", sagt Professor Ilisarow. Obwohl Brüche und orthopädische Defekte der Häufigkeit nach den zweiten Platz hinter den Herz-Kreislauf-Erkrankungen einnehmen, hatten sich die Behandlungsmethoden in diesem Jahrhundert kaum geändert: Es wurde genagelt, zerstörte Stücke durch Transplantate ergänzt... und oft schließlich amputiert, weil der Organismus mit den Fremdkörpern und der monatelangen Inaktivität der Muskeln und dem Druck auf die Gefäße im Gipsverband nicht klar kam.

„Doch schon Hippokrates empfahl, sich vor allem an die Natur zu halten. Mit unserem Verfahren helfen wir dem Organismus, auf natürliche Weise seine verlorene Harmonie wiederherzustellen. Früher kamen die in Gips gegossenen Patienten für Monate ins Bett. Sie durften sich kaum bewegen. Das aber ist unnatürlich... Unsere Kranken laufen schon am zweiten Tag nach der Operation. Das ist notwendig: Ohne Belastung verlangsamt sich das Knochenwachstum. Unter Anpassung aber arbeiten die Muskeln wieder normal, und die Arbeit der Muskeln verbessert die Blutversorgung, wodurch das Knochenwachstum beschleunigt wird..."

Diese beiden Naturgesetze – bei Ilisarow „Gesetz über die Adäquatheit der Blutversorgung und Belastung bei formbildenden Prozessen" und „Gesetz über die Zugspannung als anregender und unterstützender Faktor in der Gewebegenese" genannt – entdeckt zu haben, dürfte neben der Konstruktion des „Baukastens" für den dreidimensionalen Apparat zum Fixieren der Knochen und ihre zielgerichtete Belastung das Hauptverdienst des Arztes aus Kurgan sein.

„Jetzt, da wir mit den Ergebnissen Tausender von Operationen zeigen konnten, daß der Knochen eines der aktivsten Gewebe ist, daß er sich ausgezeichnet regeneriert,

Fachleute aus aller Welt kommen, sich mit den ungewöhnlichen Methoden vertrautzumachen: Auf den internationalen Symposien, von denen das nächste im September stattfindet, werden Patienten vorgestellt, deren Heilung noch vor kurzer Zeit nicht sehr wahrscheinlich schien.

Professor Ilisarow in seinem Heim mit dem Enkel Gawrill, der Frau, dem Schwiegersohn und der jüngsten Tochter.

wenn man dafür nur günstige Bedingungen schafft – jetzt scheint es geradezu unverständlich, daß man nicht schon früher an die potentiellen Möglichkeiten des Knochens geglaubt hat", sagt er. „Doch werden nicht viele Entdeckungen in unserem Leben nur deshalb nicht gemacht, weil die meisten von uns Erwachsenen verlernt haben, an ‚Wunder' zu glauben? Oftmals denke ich: Warum nur hören wir so schnell auf, ein Kind zu sein? Ein Kind schaut auf die Dinge ursprünglicher und unvoreingenommen. Für alles interessiert es sich, will von allem wissen: Warum? Es hat keine Angst, naive Fragen zu stellen und scheinbar offene Türen einzurennen..."

Eines Menschen Anmaßung

Wir fahren mit Enkel Gawriil, dem Schwiegersohn, der jüngsten Tochter und Professor Ilisarow in die Natur hinaus. Eine Extratour, die sich der Doktor selten gönnt. Weil er immer abwägt, wie er sagt, was für ihn die größere Befriedigung bringt: eine ruhige Stunde im Wald oder eine angespannte im Institut. Unter Lärchen und Fichten drückt mir der Professor – Knobeleien und kleine Zaubertricks sind seine Leidenschaft – sechs Streichhölzer in die Hand: Ich soll daraus eine geometrische Figur legen, die vier gleich große und gleichseitige Dreiecke enthält. (Wer diese Aufgabe selber lösen möchte, überspringe die folgenden Zeilen und lese im nächsten Absatz weiter.) – Ich brauche schon einige Zeit, bis ich begreife, daß man dafür das übliche Denkschema verlassen muß: Drei Hölzer, über den übrigen drei, zum Grunddreieck zusammengelegten, wie ein Zelt im Raum aufgerichtet, ergeben die gesuchte Figur: ein Tetraeder, die bekannten Schokomilchbeutel...

Neue Denkansätze, die dritte Dimension seiner Konstruktion: Darin sieht Professor Ilisarow das einzige „Geheimnis" seines Erfolgs.

Bisher sind allein in der Sowjetunion nach den Ilisarowschen Verfahren über eine halbe Million Menschen geheilt worden. Sie werden in über 800 Kliniken des ganzen Landes angewandt. Auch in vielen anderen Ländern nutzt man die Methode. Und Erfurt ist als eines der Zentren dafür bekannt. Die Patienten müssen in vielen Fällen nicht mehr Wochen und Monate krank geschrieben werden, sondern beispielsweise für einen Knochenbruch reichen nicht selten 15 Tage.

Die enorme Zeitverkürzung ist es auch, die lange Zeit viele Ärzte an der Ernsthaftigkeit des Verfahrens zweifeln ließ. „Auf dem Kongreß, wo ich zum ersten Mal meine Methode vorstellte und auf großen Widerstand stieß, kam nach meinem Vortrag ein bekannter und wohlmeinender Mediziner zu mir und sagte: ‚Wissen Sie, Ihre Arbeit gefällt mir – doch nennen Sie in Zukunft einfach längere Heilungsfristen, sonst wird Ihnen keiner glauben...'"

Über zwei Jahrzehnte hat Gawriil Ilisarow, der zunächst belächelte Doktor aus Kurgan, um die Anerkennung seiner Ideen in der Fachwelt kämpfen müssen. Wie hat er das überstehen können? „Erstens bin ich eine sehr kräftige Natur, was ich meinen bäuerlichen Vorfahren verdanke. Und wenn man einem Menschen im wahrsten Sinne des Wortes wieder auf die Beine verhilft, dann ist das ein Glücksgefühl, von dem man lange zehren kann...

Und außerdem, meine ich, muß man sich bei jeder neuen Sache von Anfang an auf einen langen Kampf einstellen. Vor allem darf man nicht den Glauben an den Sieg verlieren. Schon der Gedanke an eine Niederlage ist unzulässig. Wenn man immerzu denkt, daß einem morgen die Füße das Gehen versagen könnten und man vielleicht übermorgen stirbt – dann ist das ganze Leben nutzlos..."

★

Viele prinzipiell neue, hocheffektive Behandlungsmethoden konnte Professor Gawriil Ilisarow bisher ausarbeiten. Eine italienische Zeitung nannte ihn den „Michelangelo der Orthopädie". Methoden, die nicht nur die allgemeine Behandlungsdauer verkürzen, sondern auch viele ihrer Etappen. Sie führen zur Genesung solcher Patienten, die früher als unheilbar galten. Ich muß da an eine Aufschrift denken, die ich in einem der Behandlungszimmer gesehen habe: „Etwas zu wollen, gibt es Tausende Möglichkeiten, etwas aufzugeben, Tausende Gründe." Und der Professor sagt: „Wenn mir mal die Puste auszugehen droht, höre ich die unvergeßliche Stimme meiner Mutter, als ich das erste Mal auf eigenen Beinen stand: ‚Lauf, Junge, lauf!'"

Roter Pfeffer am Wabi Schebele

Eine Szene, wie sie ein Reisender auch vor hundert, zweihundert oder dreihundert Jahren in Äthiopien hätte beobachten können. Büffel treten das Korn aus den Ähren, Menschen tun mit Hilfe schwerer Dreschflegel das ihre dazu, und der heiße Wind aus der Savanne scheint nur darauf zu warten, die Spreu von den Lebenskörnern zu trennen. Wir dringen mit unserem staubigen Geländewagen ein in die „Idylle“ des Dorfes Doherer am Ufer des Flusses Wabi Schebele. Er ist es, der das Grün in diese Landschaft getragen hat und der den Menschen des von uns gesuchten Ortes eine neue Heimat gab. „Die Erde ist fruchtbar hier“, sagt Jussuf Tessema mit zufriedener Stimme. Er ist Vorsitzender der Genossenschaft, die sich im Schatten der Bäume angesiedelt hat. Noch nicht lange wohnen Jussuf Tessema und seine Nachbarn an diesem Ort. Vor wenigen Jahren kamen die ersten Familien aus den Dürregebieten an den Fluß. Inzwischen haben sie sich ihr neues Zuhause wohnlich eingerichtet. Unermüdlich speist eine Motorpumpe den kleinen Bewässerungskanal mit dem braunen Wasser

des Wabi Schebele, auf den Feldern nahe dem Dorf reift der Mais, strecken Zwiebeln ihren dicken Lauch in die Luft, gedeihen Rüben und roter Pfeffer. Stolz zeigt uns der Vorsitzende die Bananenplantage und die Bäume mit den Papaya-Früchten. In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sich die Genossenschaft zu einem vorbildlichen Gemüse- und Obstbetrieb entwickelt. „Als Auszeichnung haben wir vom Staat diesen Traktor geschenkt bekommen." Die Freude darüber ist Jussuf Tessema ins Gesicht geschrieben. Traktoren des Typs „Nasret" aus der gleichnamigen äthiopischen Stadt werden, das hatte ich schon vorher erfahren, in einem nach sowjetischem Projekt errichteten Werk gebaut. Und man sieht ihnen die enge Verwandtschaft zu unseren Minsker „Belorus" an. Immer mehr Menschen, ob in Dörfern oder Städten Äthiopiens, machen heute auf die unterschiedlichste Weise Bekanntschaft mit dem Sowjetland: In Addis-Abeba bauen unsere Spezialisten ein großes Kühlhaus. Auch für die Früchte der Genossenschaft von Doherer, und am Fluß Wabi Schebele entsteht mit sowjetischer Hilfe ein Wasserkraftwerk. Es wird Licht in die Hütten der Bauern und Wasser in die Savanne bringen. Neue Dörfer können so entstehen. Sie werden gebraucht, denn noch Tausende verlassen täglich die Dürrezone im Norden des Landes, um in den fruchtbareren Gebieten des Südens neu zu beginnen. Viele der Umsiedler finden übrigens mit Transportflugzeugen und Hubschraubern von Aeroflot den Weg zu neuem Leben – für fast alle von ihnen die erste Erfahrung mit den Menschen aus unserem Lande. Als wir von den Feldern ins Dorf zurückkommen, berührt mich ein Bild, das ich bisher nur von Fotos aus den Anfängen des Sowjetstaates kannte, aus den ersten Jahren nach der Revolution in Kuba, aus Nikaragua nach der Befreiung vom Somozaregime, aus anderen jungen Nationalstaaten: Unter einem runden Dach aus Stroh sitzen Leute, Bauern. Vor ihnen liegen Bücher und Hefte. Mit ihren schwieligen Händen führen sie ungelenk den Bleistift übers Papier. Es ist Mittagspause. Die Bauern machen ihre Hausaufgaben für die Abendschule …

Wladimir Lebedew (Text und Foto)

● Wörtlich

Fast jede Errungenschaft der Wissenschaft wird sehr schnell der Zerstörung dienstbar gemacht, aber das ist absolut falsch, denn es müßte umgekehrt sein: Die Wissenschaft sollte dem Wohlergehen der Menschheit dienen.

J. Rotblat, Professor an der Universität London

● Kurz berichtet

Eine Nationalenzyklopädie der traditionellen chinesischen Küche mit einem Umfang von 30 bis 40 Bänden wird derzeit in China vorbereitet. Eine etwas handlichere Version in einem Band mit etwa 1000 Illustrationen und mehr als 10 000 Stichwörtern ist ebenfalls vorgesehen.

Der erste Atlas zur sozialökonomischen Entwicklung der Mongolei ist in Ulan-Bator erschienen. In dem Werk mit 250 Karten werden unter anderem die Verteilung der Bodenschätze, der landwirtschaftlichen wie industriellen Zentren und andere ökonomisch-geographische Verhältnisse des Landes dargestellt.

Die ehemalige Schloßapotheke von Peterhof bei Leningrad wird restauriert. Vor 250 Jahren eröffnet, war sie die erste ihrer Art, die vom russischen Staat eingerichtet worden war. Nun soll sie sowohl als Museum wie auch als praktizierende Pharmazie-Einrichtung wiedererstehen. Im Außengelände ist übrigens eine Pflanzung von Heilkräutern geplant.

Zum 300. Jahrestag der Stadt Irkutsk wurde diese Briefmarke herausgegeben. Nachdem bereits im Jahre 1661 nahe der Einmündung des Flusses Irkut in die Angara ein Kosakenfort gegründet wurde, erhielt 1686 die befestigte Siedlung Irkutsk das Stadtrecht. Die von den Künstlern Bogatschew und Iwanow entworfene Marke zeigt neben dem Stadtwappen einige repräsentative Gebäude des heutigen Irkutsk.

Gehörnter Tod vor Kronstadt

Die Falle war gelegt. 78 stählerne Kugeln, gefüllt mit Sprengstoff und gespickt mit Zündern, die wie Hörner aus den Eisenhüllen ragen, liegen auf dem Grund des Finnischen Meerbusens. Elektrische Kabel verbinden die Minen, und eine Leitung zieht sich zum nahegelegenen Kriegshafen. Der Kalender verzeichnet das Jahr 1916 – erster Weltkrieg. Hier, irgendwo in den Mauern von Kronstadt, sitzt ein Mann an einem Hebel, der hundertfachen, vielleicht gar tausendfachen Tod auslösen kann. Nur einige wenige wissen davon, warten auf die feindlichen Schiffe. Die Schiffe kommen nicht. Dafür ein Jahr später Unruhen, Aufstände im eigenen Land und die Oktoberrevolution. Die Falle bleibt Geheimnis, das die zaristischen Offiziere mitnehmen ins Vergessen.

Ein drückend heißer Junitag des Jahres 1986, gleißendes Sonnenlicht spiegelt sich auf der Wasserfläche, blendet die Augen des Mannes, der an den Hebeln seines Schwimmbaggers sitzt. Er hat keinen Blick für die im flimmernden Dunstschleier zerfließende grüne Kuppel der Meereskathedrale von Kronstadt. Die Eimerkette seines Baggers frißt sich Meter für Meter in den Sand der Bucht. Nicht weit von hier entsteht der Damm, der Leningrad vor den gefürchteten, sich fast regelmäßig einstellenden Überflutungen schützen soll. Plötzlich durchzuckt ein Schreck den Baggerführer. Instinktiv seine Handbewegung, der Bagger steht, schweigt. In einem seiner Eimer liegen zwei Minen. Nach 70 Jahren kommen sie ans Tageslicht. Nicht viel Zeit verstreicht nach der Alarmmeldung, bis ein Boot mit Pionieren des Leningrader Marinestützpunktes erscheint. Noch ahnen die Spezialisten nichts vom Ausmaß ihrer Aufgabe. Die Falle liegt wohl versteckt im aufgewühlten Ostseesand. Nach

und nach gibt das trübe Waser weitere Seeminen frei. Erst zwei, drei, dann noch zehn und immer wieder neue – alle am selben Ort. Insgesamt finden die Taucher 78 Minen aus dem ersten Weltkrieg, zum Teil fast vollständig erhalten, zum Teil mit ausgewaschenen Zündern oder ausgespülter Ladung. In jeder dieser Kugeln lauert der Tod. „Solche Dinge bergen immer ein Risiko in sich", warnt Jewgeni Gontscharow, einer der Taucher (Foto links). „Bei uns gilt deshalb das Wort: Ein Pionier irrt sich nur einmal." Gelassen, aber behutsam bringen die Matrosen die Minen mit dem Boot zur Insel Kotlin. Hier soll der gehörnte Tod sein Ende finden. Gewaltiges Grollen schreckt in den folgenden Stunden und Tagen die Einwohner von Kronstadt immer wieder auf, Rauchwolken hüllen die Ruinen des Forts „Pawel" ein (ganz oben) – Echo und Schatten eines fernen Krieges.

Galina Plachotnjuk (Text)
Anatoli Medwednikow (Fotos)

Wissen ist Macht!

Auskünfte für FREIE WELT gab in Berlin der sowjetische Physiker, Nobelpreisträger Professor Dr. Nikolai Bassow

Die Entwicklung der Lasertechnik ist eng mit Ihrem Wirken verbunden...

Hilfreich sind Laser heute in der Technik beim Bearbeiten sehr harter Materialien, in der Medizin, beispielsweise beim Punktschweißen abgelöster Netzhaut, beim Ausbohren von Tumoren oder bei speziellen Operationen am Herzen. Ohne Laser kommt die Raumfahrt nicht aus, wenn, wie jüngst beim ersten Pendelverkehr im Orbit, Geschwindigkeit und Abstände der Raumlabors und -schiffe exakt zu messen sind. Schon künden erste Ergebnisse von der erfolgreichen Anwendung in der Chemie. In unserer Moskauer Forschungseinrichtung, dem Physikalischen Lebedjew-Institut, das ich leite, wurden Stoffe mit sehr nützlichen Verwendungszwecken entwickelt, möglicherweise sogar ein auf 10 bis 15 Jahre hinaus beständiger Dünger für die Ackerkrume...

Andererseits gibt es Pläne, Laserstrahlen, deren Energiedichte 10^{10}mal größer sein kann als die der Sonne, als kosmische Waffen anzuwenden. Wie bewerten Sie diese Projekte?

Damit berühren Sie eins der wichtigsten Probleme der Gegenwart: Eine Wissenschaft, die nicht begreift, welche politischen Konsequenzen ihre Entdeckungen und Erkenntnisse haben können, darf es nicht geben. Laser, zum Beispiel als Strahlenkanonen im Weltraum zum Einsatz zu bringen, diese Pläne des Imperialismus entstellen den Sinn wissenschaftlich-technischen Fortschritts.

Die Zusammenarbeit mit Fachkollegen aus der DDR auf dem Gebiet der Lasertechnik kann als Beispiel für die friedliche Anwendung der „Superstrahlen" dienen. Was entsteht Neues in der gemeinsamen „Werkstatt"?

Bei dieser Arbeit, an der ich rund 20 Jahre teilhabe, können wir auf gute Erfolge verweisen. Ich erinnere an das Gemeinschaftsprojekt Halbleiterlaser für die Lichtleitertechnik, das in Leipzig Messegold erhielt. Perfekt beherrscht, könnte eines Tages die gesteuerte Kernfusion unermeßliche Energien freisetzen. In der Hauptsache führen wir diese wichtige Forschungsarbeit in der Sowjetunion durch, wo wir gemeinsam große Anlagen, u. a. für die laserthermonukleare Synthese, schaffen. Ihre Genossen leisten Beiträge für die Optik und die Meßtechnik, fertigen zum Beispiel das Fokussierungssystem.

Neben Ihren Forschungsaufgaben widmen Sie der Allunionsgesellschaft „Snanije", deren Präsident Sie seit 1978 sind, große Kraft. „Snanije" heißt Wissen. Wissen für wen?

Wissen für alle! Unsere Gesellschaft wurde 1947 gegründet. Es ist seitdem unser Ziel, die neuesten Erkenntnisse aller Wissenschaftszweige den Menschen nahezubringen. Heute zählen wir rund drei Millionen Mitglieder – Akademiker, Hochschullehrer, Ärzte, Diplomingenieure ... Wie ihre Schwesterorganisation, die URANIA, veranstaltet „Snanije" öffentliche Vorlesungen, wissenschaftliche Konferenzen, Seminare usw. Allein in unserem Moskauer Vortragszentrum finden täglich fünf Lektionen bekannter Wissenschaftler lebhaften Zuspruch. Alle Mitglieder unserer Gesellschaft sind aufgerufen, die wissenschaftlichen Veröffentlichungen in aller Welt zu verfolgen und unsere umfangreiche Verlagstätigkeit zu unterstützen. Eine Auflage von 4,5 Millionen Exemplaren erreicht allein eine unserer Zeitschriften, die „Nauka i shisn" (Wissenschaft und Leben)...

Welche Aufgaben stehen gegenwärtig vor „Snanije"?

In letzter Zeit widmen wir der kontinuierlichen Weiterbildung der Erwachsenen große Aufmerksamkeit. Wir wollen helfen, mit den Anforderungen einer automatisierten Produktion Schritt zu halten. Dazu kooperieren wir mit über 40 000 Volksuniversitäten im gesamten Lande; denn neue Technik braucht auch umsichtige Propagandisten.

Interview: Volker Hempel

Eine Metro für Kriwoi Rog

Im November soll es soweit sein, soll Kriwoi Rogs neue Stadtschnellbahn zur Jungfernfahrt rüsten. Die ersten drei Stationen eines Rundkurses von 12,5 Kilometern gehen dann in Betrieb. Sechs Bahnhöfe sind vorgesehen, drei davon – nach Metro-Art – unter der Stadt, wie der am Artjom-Platz (Foto unten). Diese Schnellbahn wird den städtischen Nahverkehr der 700 000 Einwohner zählenden südukrainischen Industriestadt merklich entlasten. Die 36 000 Beschäftigten des metallurgischen Großbetriebes „Kriworoschstal" können dann direkt bis vor die Werktür fahren. Bis es allerdings soweit ist, bleibt für die Tunnelbauer des Minsker Spezialbetriebes noch einiges zu tun. Chef der Truppe ist Wladimir Aksjonow (Foto oben). Ob sie den anvisierten Termin halten werden? Das sei für ihn keine Frage. Alles, was er bisher anpackte, habe er auch pünktlich zu Ende geführt. Der gelernte Bergingenieur sattelte mit 37 Jahren um und lernte das Baufach dazu. Der erste Auftrag im neuen Metier führte ihn in den Fernen Osten. Dort leitete er den Aufbau des Containerterminals im Hafen von Nachodka. Aber das Meer reizte ihn nicht, der Berg blieb seine Leidenschaft. So trieb er fortan Autotunnel durch Berge des Kaukasus, bis er ins mittelasiatische Usbekistan gerufen wurde, wo ein Fluß ein Bergwerk zu überfluten drohte. Er bereitete mit vielen Helfern den wilden Wassern ein neues Bett – und rettete den Grubenbetrieb. Nun ist Wladimir Aksjonow bereits sechs Jahre in Kriwoi Rog. Und hier bleibe er, sagt der 57jährige. Mit ihm gingen wir zur Baubesichtigung. Zwei, drei Meter unter der Stadt verlaufen die unterirdischen Trassen. Gab es besondere Probleme, mit denen er fertig werden mußte? Inmitten einer Großstadt zu bauen, so er, verlange immer bauliches Fingerspitzengefühl. Da stoße man immer wieder auf unterirdische Kommunikationsleitungen, stadtwirtschaftliche Versorgungseinrichtungen und – der Boden führt viel Wasser. Prompt macht ihm ein Rohrbruch zu schaffen. Aber Wladimir Aksjonow läßt sich nicht beeindrukken. Er bleibt dabei: Am 7. November wird sie fahren, die neue Kriwoi-Roger Tram – halb Metro, halb Straßenbahn, mit Oberleitung und einer Spurbreite von 1524 Millimetern. In den nächsten Tagen erwarten sie die ersten Wagen aus dem traditionsreichen ČKD-Werk in Prag.

Wolfgang Tautenhahn

Sommer, Freude und Piroggen

Während die Schultaschen im Kinderzimmer zu Hause langsam Staub ansetzen, sind Hunderttausende mit Koffern und Rucksäcken in die Ferien gefahren. Viele haben eines der 48 Zentralen Pionierlager der Republik zum Ziel. Bei Spiel und Sport lernen sie dort ihre Altersgefährten aus anderen Orten des Landes kennen. Im Pionierlager „Anton Makarenko" bei Brodowin, im Lager „Heinrich Rau" in der Nähe von Groß Köris sowie in weiteren acht Zentralen Pionierlagern mischen sich russische Worte ins Sprachgewirr. Seit zwanzig Jahren verbringen Leninpioniere – Kinder, deren Eltern in Garnisonen Dienst tun – ihre Ferien gemeinsam mit ihren deutschen Freunden. Die Lager der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft – von der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" durchgeführt und vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft unterstützt – erfreuen sich großer Beliebtheit. In landschaftlich schöner Umgebung gibt es bei Wanderungen reichlich Gelegenheit, die Natur sowie Städte, Dörfer oder historische Sehenswürdigkeiten kennenzulernen. Zum Programm des Ferienspiels der Pioniere „Ich leb' so gern in meinem Land" gehören auch Begegnungen mit Veteranen des antifaschistischen Widerstandskampfes, mit verdienten Werktätigen und mit Delegierten des XI. Parteitages der SED. Neben Sport und Spiel ist es inzwischen zur guten Tradition geworden, Solidaritätsveranstaltungen und Arbeitseinsätze zu organisieren. Den Erlös aus diesen Aktionen spenden die Pioniere dem Solidaritätskomitee der DDR, beziehungsweise dem Friedensfonds der UdSSR. Ein Höhepunkt in der Ferienzeit wird, wie jedes Jahr, der „Tag der UdSSR" sein. Die Leninpioniere bereiten Ausstellungen über ihre Heimat vor, berichten, wie sie lernen und ihr Pionierleben gestalten. In bunten Kulturprogrammen beweisen die sowjetischen Kinder ihr künstlerisches Talent, und junge Köche servieren russische Piroggen oder andere Genüsse der vielseitigen sowjetischen Küche. Wen wundert's da noch, wenn nach drei Wochen der Abschied schwer fällt.

Evelyn Fichtelmann

Geliebt und gehaßt

Augenzeugen berichteten, sie hätten gesehen, wie Feliks Edmundowitsch Dzierżyński bei seiner leidenschaftlichen Rede auf der gemeinsamen Plenartagung von Zentralkomitee und Zentraler Kontrollkommission der KPdSU (B) wiederholt die Linke gegen sein Herz gedrückt habe. Und nachdem er geendet hatte, ging er, beide Hände an seine Brust gepreßt, zum Platz zurück. Mancher hielt das für eine Rednergeste. Keine drei Stunden später – exakt 16.40 Uhr an diesem 20. Juli vor 60 Jahren – erlag der Vorsitzende des Obersten Volkswirtschaftsrates der UdSSR und der Vereinigten Staatlichen Politischen Verwaltung (OGPU) einem Herzanfall – für die meisten plötzlich und unerwartet. Dieses Leben endete wenige Wochen, bevor es 49 Jahre zählte, und es ging deshalb vorzeitig zu Ende, weil sein Besitzer nicht mit gleichmäßiger, ruhiger Flamme brannte, wie Krshishanowski, ein Mitstreiter, schrieb, sondern als lodernde Fackel. Dzierżyński, der Revolutionär, hatte sich aufgezehrt in den Kämpfen seiner Zeit, denen er jedoch sein Siegel aufgeprägt hatte. Er war bereits zu Lebzeiten eine Legende. 1877 im Gebiet Minsk als Sohn polnischer Eltern geboren, schloß er sich 18jährig der litauischen Sozialdemokratie an und war seitdem politisch aktiv. Elf Jahre brachte er dafür in Gefängnissen und als Zwangsarbeiter zu, dreimal wurde er verbannt, und dreimal floh er wieder; im Winter 1909/10 zu Fuß gar vom Jenissej bis Berlin. Als enger Vertrauter Lenins gehörte er der militärischen Führung der Oktoberrevolution an. Von Lenin wurde er auch im Dezember '17, als der Rat der Volkskommissare sich gezwungen sah, wirksamer die Feinde des Volkes, schlagkräftiger Sabotage und Konterrevolution zu bekämpfen und deshalb die Gesamtrussische Außerordentliche Kommission – die Tscheka – gründete, als deren erster Vorsitzender vorgeschlagen. Rückblickend erinnerte sich später Lazis, ein Kollegiumsmitglied der Tscheka: „Es war ein Glück für unsere Revolution, daß Feliks Edmundowitsch Dzierżyński zum Vorsitzenden der Tscheka ernannt wurde." Dieses Urteil wurde von der Geschichte bestätigt. Neben dieser wichtigen Tätigkeit erfüllte Dzierżyński selbstlos eine Vielzahl weiterer Aufgaben. Der „Eiserne", wie er gelegentlich genannt wurde, initiierte und organisierte Kolonien für verwahrloste Kinder, wurde Volkskommissar des Inneren und im April 1921 auch Volkskommissar für Verkehrswesen. Als er im Juni 1925, inzwischen an der Spitze des Volkswirtschaftsrates stehend, wegen einiger Schwierigkeiten die Baustelle des Wolchow-Wasserkraftwerkes aufsuchte, sagten die Arbeiter aufatmend: „Lenins Freund ist gekommen!" Kein anderes Wort beschreibt treffender die Dzierżyński vom Volk entgegengebrachte Achtung und Liebe.

Frank Schumann

Gaumenkitzel

Schon bei den alten Römern galten Weinbergschnecken als erlesene Delikatesse. In Frankreich wandern nach vorsichtigen Schätzungen im Jahr mindestens 100 Millionen Stück der leckeren Kriechtiere, gekocht und gut gewürzt, auf die Teller. 50 Tonnen von dieser Menge kommen aus dem Gebiet der Masurischen Seen, geliefert von der Genossenschaft im polnischen Olsztyn, die sich dieser Spezialzucht mit Erfolg annahm. Übrigens finden sich Weinbergschnekken auch auf den Speisekarten unserer Interhotels. Der DDR-Jahresverbrauch an Helix pomatia, wie sie lateinisch heißen, liegt bei lediglich rund 100 000 Stück.

Nadelstiche

Eine der neuesten Therapiemethoden, um Kettenraucher von ihrer Sucht zu heilen, ist die Akupunktur, wie sie vom Bezirksgesundheitsinstitut in Prag 7 erprobt wird. Die ČSSR steht, was den Zigarettenverbrauch betrifft, mit jährlich 1847 Stück je Kopf an 24. Stelle in der Welt. Um in dieser unerfreulichen Statistik weiter nach hinten zu kommen, ist jetzt die Registrierung aller, die seit Jahren mehr als 20 Zigaretten täglich rauchen, durch das Zentralinstitut für Tuberkulose und Lungenkrankheiten in Prag vorgesehen. Der 1. Juni wurde zum Tag des Nichtrauchens erklärt.

Wagemut

Unweit des nordungarischen Miskolc treibt János Szoboszlai an einer Felswand, die sich am Felsöhámor-See erhebt, seine wagehalsigen artistischen Späße. Der Bergsteiger auf Rädern hat dabei stets eine große Zahl von Zuschauern aus Nah und Fern. Nachahmer oder Trainingspartner jedoch haben sich bisher weder unter ihnen noch im Freundeskreis des jungen Mannes gefunden.

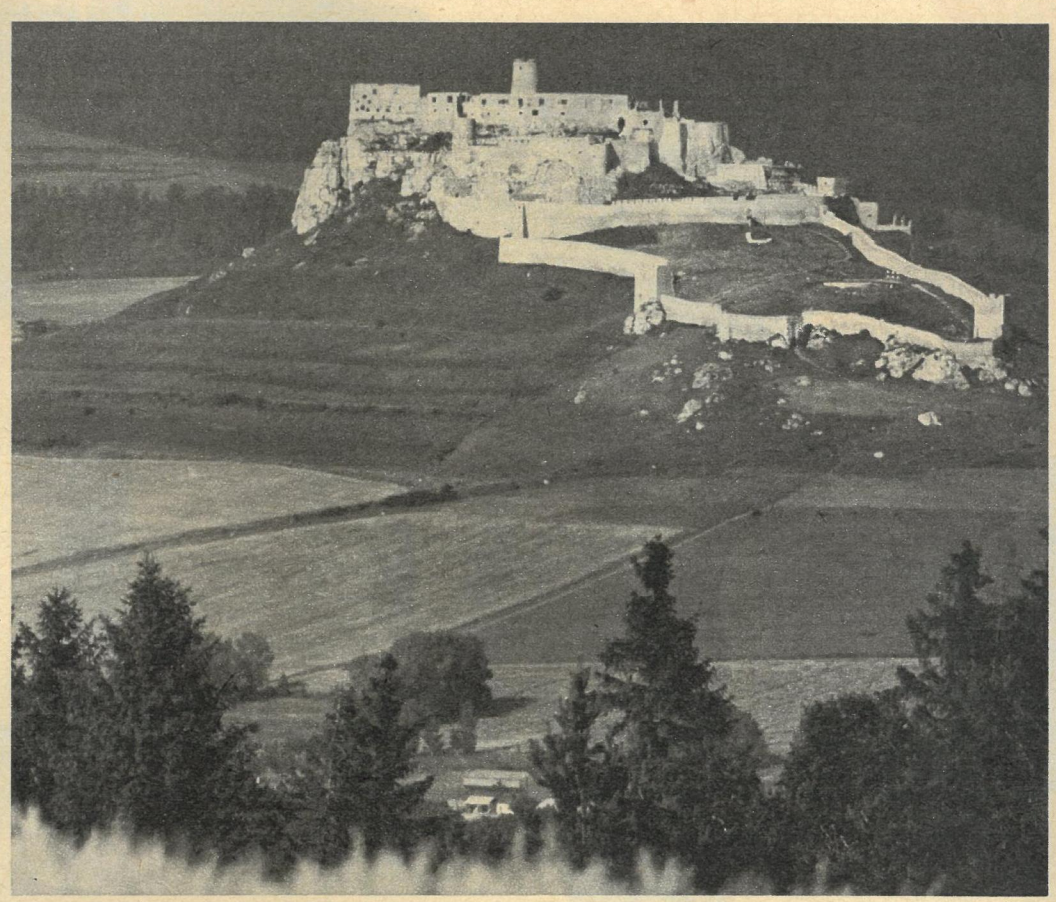
Modegrüße

Damit überraschte unlängst das berühmte französische Modehaus Nina Ricci die Sofioterinnen. Die im Kulturhaus der bulgarischen Hauptstadt gezeigten mehr als 90 Kreationen unterstrichen den gegenwärtigen Modetrend: Ensembles sowie Kleider in Weiß und Dunkelblau, Abendkleider in Pastell, feminine Silhouetten, betonte Schultern und Taillen. Weitkrempige Hüte komplettieren das Ganze.

Neues vom Schienenstrang

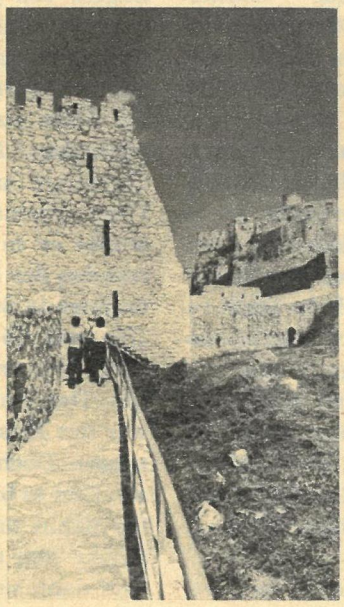
Die Eisenbahnen der Sowjetunion kommen für mehr als die Hälfte der Güter- und für über 20 Prozent der Personen-Beförderung in der Welt auf. Sie erbringen damit zugleich 81 Prozent der gesamten inländischen Transportleistungen. Täglich rollen über die Schienen des Landes 10,5 Millionen Tonnen Fracht und 11,4 Millionen Fahrgäste. Kein anderes Verkehrsmittel ist so kostengünstig und rentabel wie die Eisenbahn. Der wachsende Bedarf der Wirtschaft an Transportkapazität macht jedoch eine ständige Erweiterung des bestehenden Streckennetzes notwendig. Im Fünfjahrplan 1986 bis 1990 sollen neue Schienenwege mit einer Gesamtlänge von 2300 Kilometern in Dienst gestellt werden. Strecken von insgesamt 4000 Kilometern Länge erhalten ein zweites Gleis. An der Baikal-Amur-Magistrale, der BAM, werden ein 15 Kilometer langer Eisenbahntunnel im Nördlichen Mujagebirge sowie die 830 Kilometer lange Linie von der Station Maly-BAM nordwärts nach Jakutsk fertiggestellt. Im Süden des Landes beginnt der Bau der Kaukasus-Paß-Bahn, trotz ihrer Kürze – nur 180 Kilometer – ein kompliziertes Vorhaben, da auf engem Raum zahlreiche Brücken und Tunnel zu errichten sind. Weiterhin entstehen die Bahnlinien Marabda–Achalkalaki, Wardenis–Dshermuk und Kurjan-Tjube–Kuljab, die große Bedeutung für die Wirtschaft Georgiens, Armeniens und Tadshikistans haben. Besondere Beachtung wird im neuen Planjahrfünft jedoch vor allem der Intensivierung des Eisenbahnverkehrs geschenkt. Hierbei geht es um moderne Technologien und neue Technik, um automatisierte Leitsysteme und die Vervollkommnung der Wirtschaftsmethoden, um den Einsatz neuer Signalanlagen und Nachrichtenmittel sowie die Erhöhung der Durchlaßfähigkeit auf den einzelnen Strecken. So sollen beispielsweise im laufenden Fünfjahrplan weitere 8000 Kilometer Schienenwege elektrifiziert werden. (Nach der Gesamtlänge der elektrifizierten Strecken belegt die Sowjetunion schon heute mit rund 50 000 Kilometern den ersten Platz in der Welt.) Und rechnergestützte Leitzentren in den Unionsrepubliken werden entstehen.

Gabriela Wehrmann



Märchenburg am Wegesrand

Wer mit dem Wagen in die Hohe Tatra fährt und in der Nähe von Poprad die Fernverkehrsstraße 18 benutzt, der wird kurz vor dem Dorf Spisské Podhradie das mächtige, weiße Gemäuer einer Burg entdecken. Die über 700 Jahre alte Anlage von Spišský hrad, auch Zipser Burg genannt, zählt zu den größten ihrer Art in Mitteleuropa. Urkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert sprechen von ihrer Bedeutung schon zu jener Zeit. Im Jahre 1241 konnte sie den verbissenen Angriffen der Tataren standhalten, was diese bewog, sich anderen Eroberungszielen zuzuwenden. Die günstige strategische wie verwaltungsmäßige Lage von Spišský hrad war gewiß ein Grund dafür, daß die Burg später nicht selten in den Besitz verschiedener Herrscherhäuser übernommen wurde. Der erste König war Johann Zapolski, der an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert hier residierte. Nachdem die Burg viele gekrönte Häupter und manch kriegerische Zeiten gut überstanden hatte, wurde sie durch eine Feuersbrunst 1780 derart zerstört, daß sie in einen fast dreihundertjährigen Dornröschenschlaf fiel. Außer einigen Bauern, die sich Steine für den Bau ihrer Häuser holten, störte niemand die Ruine, bis im Jahre 1969 Maurer, Steinmetze und Restauratoren hier einzogen. Gut zehn Jahre dauerte es, daß die Wehrgänge, Vorwerke, Türme und Burghöfe wieder ihre ursprüngliche Gestalt annehmen und die ersten Gäste nach 300 Jahren wieder die Burg besichtigen konnten. Vor drei Jahren wurde der untere Hofplatz und der südliche Zwinger eröffnet, und in den letzten Wochen wurden weitere Gebäude – das Bauwerk ist nunmehr Nationales Kulturdenkmal – für den Besucherverkehr erschlossen. In den rekonstruierten Räumen der gotischen Paläste, im Renaissancebogengang und in der neuüberdachten gotischen Kapelle wurde vom Ostslowakischen Museum Košice eine ständige Ausstellung eröffnet. Waffen – darunter einige aus dem 15. und 16. Jahrhundert – sowie Exponate des mittelalterlichen Gerichtswesens findet der Besucher ebenso wie Dokumentationen über die archäologische Erkundung der Burg und die Geschichte der Besiedlung des 634 Meter hohen Burgfelsens. Im Raum der ehemaligen Burgkapelle sind Fotokopien der ursprünglichen Malereien ausgestellt, deren Originale aus Sicherheitsgründen im Museum von Košice verwahrt werden. Noch gibt es auf der Burg viel zu tun. Der Romanische Palast, das wohl kunsthistorisch wertvollste Gebäude, harrt seiner Wiederherstellung. Auch die Mauern des Barockpalastes sowie des hohen, dicken Wehrturms, der aus dem Jahre 1270 stammt, bedürfen geschickter Hände. Die intensive, exakte und liebevolle Tätigkeit der Restauratoren garantiert, daß die Märchenburg am Rande der Hohen Tatra auch später ein Anziehungspunkt für viele sein wird, die der Weg hier vorbeiführt. *Manfred Czerrana*



● Erfahrenes

Das Glück hat Millionen Gesichter. Für mich bedeutet es ein immenses Gefühl der Genugtuung, wenn ich auf der Bühnenrampe sitze, meine Lieder singe und sehe, daß jemand in der dritten oder vierten Reihe mitsingt.

Václav Neckár, ČSSR, Schlagersänger

● Am Rande

Unter den geschickten Händen von Jewgeni Kurdakow, Restaurator im Museum für Völkerkunde in Ust Kamenogorsk (Kasachische SSR), werden Baumwurzeln, Zapfen und Zweige lebendig. Der unermüdliche Meister hat aus diesem Naturmaterial schon Tausende skurriler Figuren hergestellt, die er an Kinder verschenkt.

● Persönliches

Der von Boris Grischin, einem Rentner aus Kaluga, konstruierte Roboter – äußerlich einem mittelalterlichen Ritter ähnlich – weckt morgens die Familie und schaltet das Tonbandgerät für die Gymnastikübungen ein. Er kann die Wohnungstür öffnen, Freunde anrufen und einladen sowie Rundfunksendungen auf Tonbänder überspielen. Insgesamt führt er mehr als 400 Operationen aus.

In den Siedlungen des Gebietes Zelinograd in Kasachstan verbreiteten sich Gerüchte über ein Wolfsrudel, das von einem schwarzen, besonders dreisten Leittier angeführt werde. Die Jäger Nikolai Kun und Sergej Sakrewski spürten das Rudel auf, fingen den vierbeinigen Anführer und erkannten in ihm den verschwundenen Hofhund Bim aus ihrem Dorf.

Seit über zwanzig Jahren sammelt Oleg Legisin, ein Arbeiter aus Tadshikistan, einheimische Schmetterlinge. Er entdeckte bereits mehrere bisher unbekannte Arten und erkundete ihre Verbreitungsgebiete.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: L. Willmann (2), O. Kusmin/TASS, ZB/CAF, ZB/MTI, ZB/ČTK, Agerpress, ČSTK (3), FW-Archiv; Vignette: D. Schüler

13. August 1986 — 25 Jahre antifaschistischer Schutzwall

Zwei Fotos, zwischen denen ein Vierteljahrhundert liegt

Erinnerungen und Gedanken am Brandenburger Tor

Ein Amateur hatte auf den Auslöser seiner Kamera gedrückt und mit diesem auf den ersten Blick schlichten Foto unbewußt ein Zeitdokument von historischem Wert geschaffen. Was sich hier, am 14. August 1961, genau um 14.32 Uhr, vollzog, war nur ein Bruchteil, doch Symbol dieser spannungsgeladenen Stunden, in denen unsere Staatsgrenze rings um Berlin-West einen zuverlässigen Schutz erhielt, auch das Brandenburger Tor.

Ein Hauptmann der Volkspolizei (der schlanke Mann rechts im Foto oben) erhielt den Befehl dazu. Ein Schild wurde aufgestellt. Ein weißer Kreis mit rotem Rand: Durchfahrt verboten! Es war ein Klempner, der dieses Zeichen zu setzen hatte – Günter Ganßauge. Klempner und Installateur, Sohn eines Schlossers und einer Strohhutnäherin aus dem Erzgebirgischen.

Vor ihm, auf Westberliner Gebiet, standen an siebentausend. Und die meisten von ihnen schrien aufgeputscht: „Hängt sie auf! Schlagt sie tot!“ Ein Provokateur (es ist der Mann im weißen Hemd auf dem Foto) drängte sich zu den beiden Genossen durch. Aber hinter ihnen, zwischen den Säulen des Tores, hatten die Arbeiter in der Kampfgruppenuniform Posten bezogen: Bis hierher und nicht weiter. „No pasaran“, sie kommen nicht durch, das war einst der Ruf der Interbrigadisten in Spanien. Hier, in diesen Tagen, wurde er Wirklichkeit. Ein militärischer Konflikt konnte verhindert werden, noch ehe er begann.

Was empfindet man in solchen Augenblicken, wo etwas noch nie Dagewesenes geschieht? Günter Ganßauge, heute Oberstleutnant a. D.: „Nichts Heroisches. Keiner hatte sich vorgenommen, ein Held zu sein. Wir wußten, daß wir eine richtige, gerechte Sache tun. Ich wurde mit dieser Aufgabe betraut, weil ich Politstellvertreter jenes Kommandos der Volkspolizei war, das bereits seit Jahren die Sicherung der Grenze durch die Stadt zu verantworten hatte. Ich kannte also den Grenzverlauf gut, und ich durfte und wollte beim Aufstellen des Schildes hinter dem Brandenburger Tor auch nicht einen halben Meter vom Gebiet der DDR verschenken. Ja, darauf habe ich mich konzentriert.“

Bis zu diesem Zeitpunkt, so überlegte er später, waren es doch zwiespältige Gefühle, die ihn mit dem Wahrzeichen Berlins verbanden, einst von Carl Gotthard Langhans und Johann Gottfried Schadow als Symbol des Friedens geschaffen. Für ihn war es nicht Frieden, der von hier ausging. Der Krieg wurde von hier aus in die Welt getragen, von jenen schwarzen und braunen Kolonnen, die lärmend, stampfend, fackelnd durch das Tor gezogen waren. Ein Krieg, an dessen Ende auch das in Trümmern versunkene Elbflorenz lag. Günter Ganßauge hatte es miterlebt. Als Feuerwehrmann der Hitlerjugend wurde er in den frühen Morgenstunden des 14. Februar 1945 in die brennende Stadt beordert.

„Ich war 15 damals, die anderen auch. Wir waren noch halbe Kinder. Der einzige Erwachsene, das war der Maschinist des Löschfahrzeuges. Doch wir hatten kein Wasser. Und es brannte überall. Wir liefen dahin und dorthin. Von allen Seiten kam die Feuerwalze näher. Und dann sind wir durch. Daß ich

> Die Grenze zwischen der DDR und der BRD, der DDR und Berlin-West ist zugleich die Scheidelinie zwischen zwei entgegengesetzten Weltsystemen und militärischen Bündnissen. Niemals soll sie zu einer den Frieden gefährdenden „brennenden Grenze“ werden. Vor allem deshalb erfüllt es mich immer mit Genugtuung, wenn Sachkenner und realistisch denkende Politiker der westlichen Welt unsere Einschätzung teilen, welch förderliche Wirkung für Frieden und Entspannung von den Maßnahmen des 13. August 1961 ausgegangen ist.
>
> Erich Honecker
> „Aus meinem Leben“

HINTERGRÜNDE

überlebte, ist reiner Zufall. Eine solch entsetzliche Angst hatte ich noch nie gehabt. Wir schrien, schluchzten. Als wir den Feuerring durchbrochen hatten, nahmen uns die ‚Kettenhunde', die faschistischen Feldgendarmen, in Empfang. Auf dem Hauptbahnhof mußten wir die Leichen aus den Zügen holen und sie stapeln... Das Brandenburger Tor, nein, das war für mich damals kein Friedenssymbol." Es wurde für ihn zu einer Verantwortung, nicht zuzulassen, daß so etwas jemals wieder geschieht.

Doch nur wenige Jahre später kamen durch das Tor nicht nur unheilvolle Drohungen gegen unseren sozialistischen Staat, sondern auch handfeste Störmanöver. Rund 45 Kilometer offene Grenze waren es zwischen Berlin-West und unserer Hauptstadt bis zum August 1961 – kaum zu sichern oder zu kontrollieren. Sie verlief inmitten von Straßen, Häuserblocks, Laubenkolonien und Wasserwegen. „Wir taten unser Möglichstes – und konnten doch so oft nicht verhindern, daß Lebensmittel, optische Geräte, unter harten Bedingungen produziert, auf Schleichwegen verschwanden. Aber Berlin-West, das war nicht irgendeine Stadt, sondern ein imperialistischer Stützpunkt inmitten der DDR.

Wir spürten es immer deutlicher: Die Abwerbung von Arbeitskräften nahm zu, an die Heim-ins-Reich-Parolen erinnerte die systematisch aufgebaute Hysterie. Es brannte im Viehhof und am 11. August noch in der Humboldt-Universität. Vom Juni 1960 bis zum Juli 1961 wurden rund 4000 konterrevolutionäre Elemente über Westberlin in unsere Republik geschleust. Man wollte eine Situation in der DDR schaffen, die ein Eingreifen von außen rechtfertigte. Ein Mann namens Reuter sprach von Westberlin als der billigsten Atombombe, Heusinger erklärte im Juni 1961, sieben Divisionen seien einsatzbereit, im Mai wurde auf der NATO-Ratstagung in Oslo beschlossen, Verbände der Bundeswehr aus dem NATO-Kontingent zu entlassen – damit der ‚Tag X' auch wirklich eine ‚innerdeutsche Sache' wäre."

Und zu Hauptmann Ganßauge kamen die jungen Genossen der VP-Bereitschaft: Wann endlich wird Schluß gemacht mit all dem? Mit Tatbeständen wie diesem zum Beispiel, der noch am 12. August in die Protokolle unter dem Stichwort „Krawallfahrt" eingegangen ist: Ein Sattelschlepper-Tankwagen rast auf die Grenze zu, ein Posten will ihn stoppen, ein zweiter versucht es, aber er kann nichts tun, ohne eine Katastrophe auszulösen: Der Wagen ist vollbetankt – 30 000 Liter hochexplosiven Treibstoffs.

„Mit dem 13. haben wir dann all jenen Zement auf die Zehen gesetzt. Und ein Staat, der so etwas kann, der ist da, der existiert, der ist nicht mehr zu überrennen." Günter Ganßauge ist heute noch stolz auf die jungen Genossen, die bedacht und konsequent standen, auf die Arbeiter, die mit der Waffe angetreten waren, auf die Berliner, die Ja zum 13. sagten, die die Stadt versorgten und den Plan erfüllten.

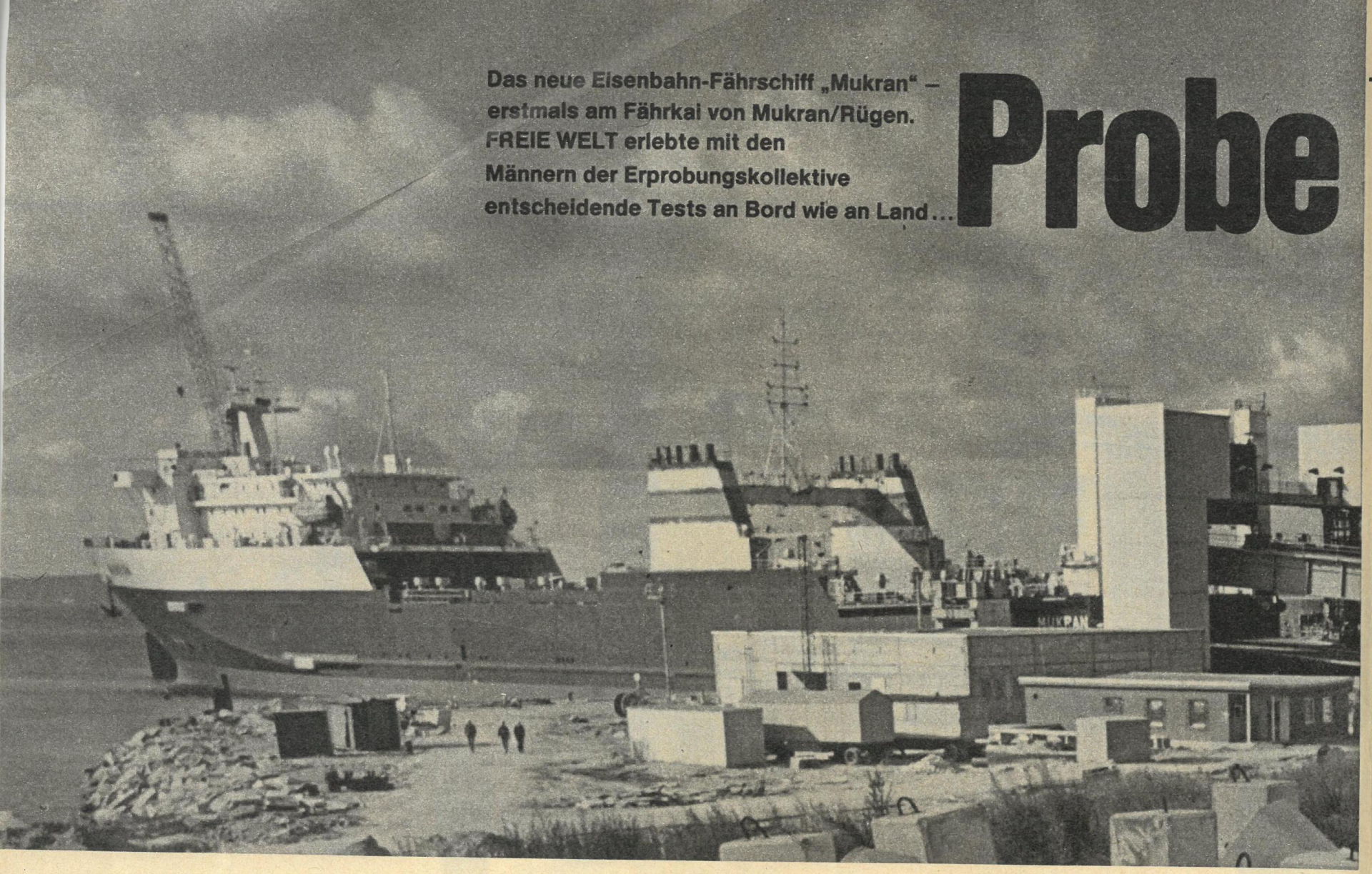
Fast ein Vierteljahrhundert blieb Günter Ganßauge mit diesem Tor verbunden (unser Foto zeigt ihn in diesen Tagen). 1962 stieg er das erste Mal mit Gästen auf die Plattform – er war Leiter des Informationszentrums. Berufen genug, um Besuchern aus aller Welt die Hintergründe für die Maßnahmen dieses August zu erklären. Sicher, die fünf Jahre Studium der Außenpolitik waren dazu angetan. Vor allem wohl aber das Erlebte, das Vor und Hinter dem Tor. Und es ist erstaunlich, wie sich Meinungen wandelten. „Seit den 70er Jahren kam mehr und mehr die Frage: ‚Warum haben Sie das erst 1961 gemacht?' Und Besucher, die mehrmals mit mir auf der Plattform standen, fragten manchmal: ‚Sind Sie sich überhaupt bewußt, was Sie jetzt alles geschaffen haben?'"

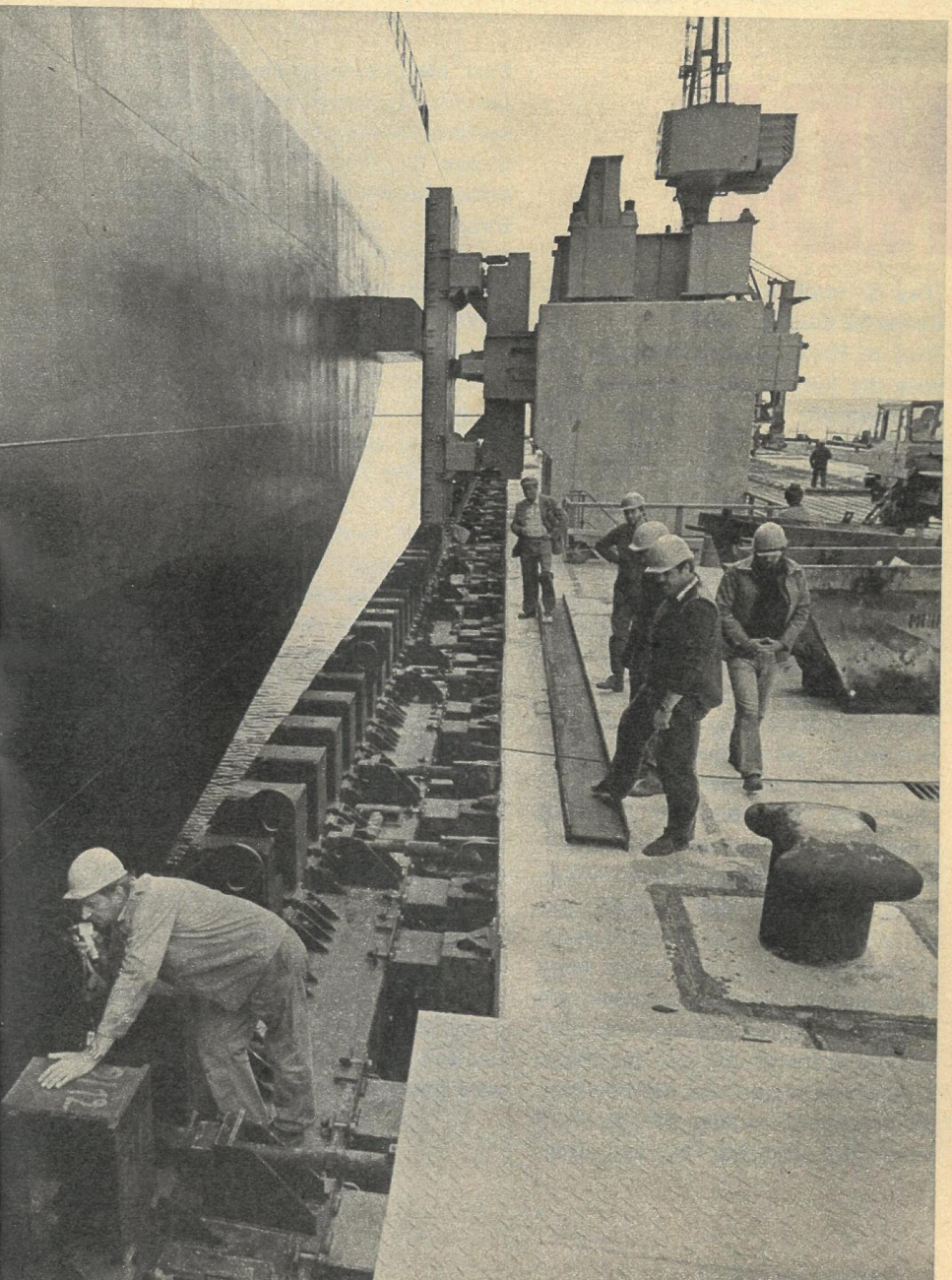
Als Günter Ganßauge das erste Mal von der Plattform des Brandenburger Tores, das nun seinen eigentlichen Sinn als Symbol des Friedens erhalten hatte, auf unsere Metropole wies, da zeigte er rundherum auf Ruinen. Aber mit jedem Tag veränderte sich das Bild und jedes Mal ein bißchen mehr. „Vom Tor aus habe ich gesehen, wie unsere Hauptstadt erblühte..."

Ina Stritzke (Text)
Detlev Steinberg (Foto)

Das neue Eisenbahn-Fährschiff „Mukran" – erstmals am Fährkai von Mukran/Rügen. FREIE WELT erlebte mit den Männern der Erprobungskollektive entscheidende Tests an Bord wie an Land...

Probe





Hohe Wolkenberge ziehen von See her über Küste und Land. Wetterwendisch sind diese Tage Mitte Juli. Sonnenschein und Regengüsse wechseln in einem fort. Aber auch die Stimmung der Männer – auf Fährbrücke und Fährschiff – kann von einem Moment zum anderen umschlagen. Denn an diesem Tag, der obendrein ein Freitag ist, geht's am Kai von Mukran im wahrsten Sinne auf Biegen und Brechen: um die Torsions(Verdrehungs-)erprobung der beiden kolossalen, jeweils 45 Meter langen, gemeinsam rund 1000 Tonnen schweren beweglichen Brückenträger...

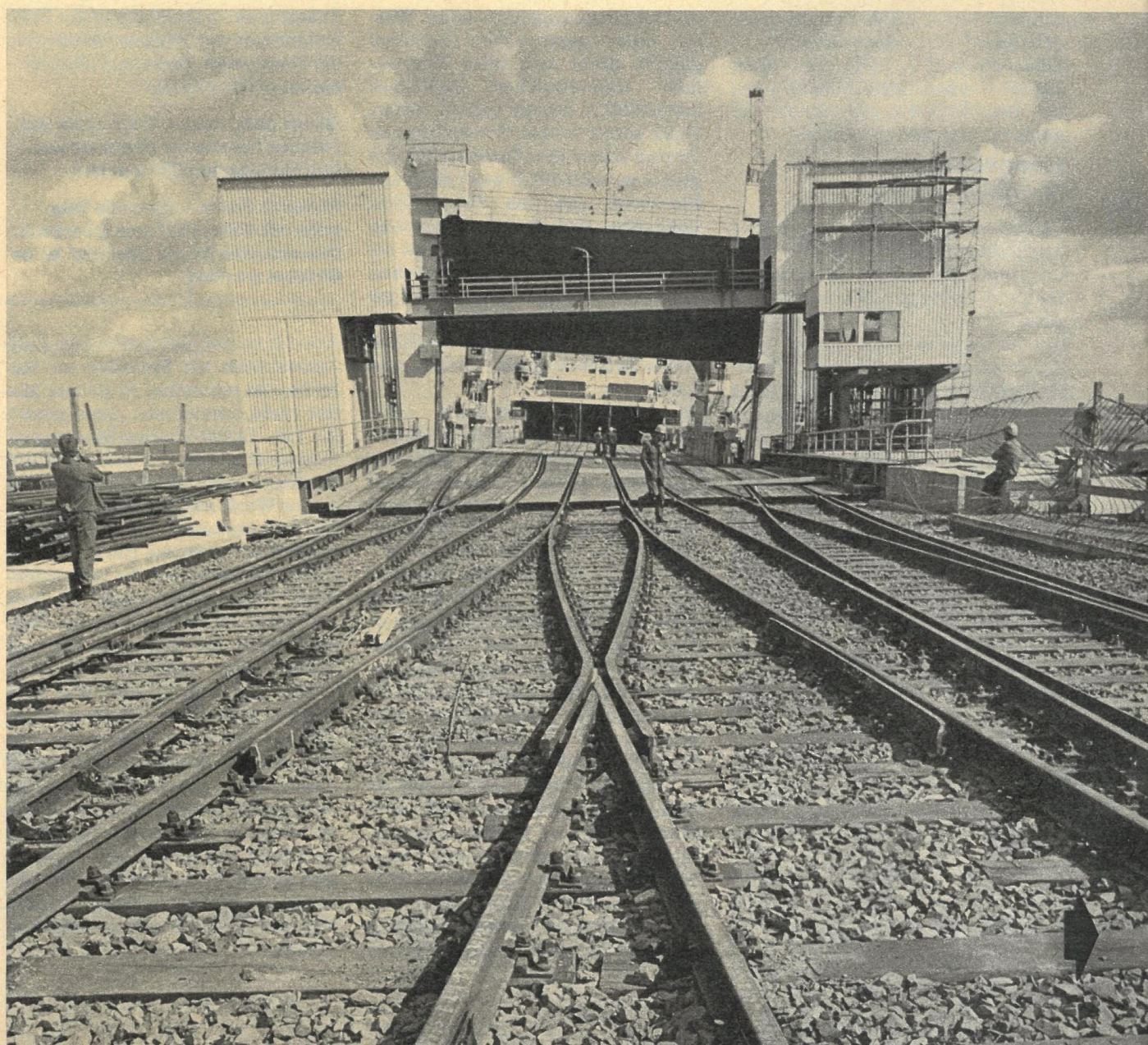
Stimmengewirr und Leutegedränge im engen Geviert des Fährbrücken-Steuerstands. Als wir eintreten, hören wir in dieser Atmosphäre angestrengter Konzentration, wie ernsthafte Männer ausgiebig über Promille reden. Der Disput ist indessen absolut sachbezogen. Er dreht sich um den Knickwinkel, einen terminus technicus beim Härtetest für Brücke und Schiff. Horst Sommer, Fährhafen-Abteilungsleiter und Teamchef bei den Versuchsreihen am Fährkai, gibt uns Einblick: „Die Gleise von Land und die Gleise an Deck müssen gewissermaßen nahtlos verbun-

an der Prorer Wiek

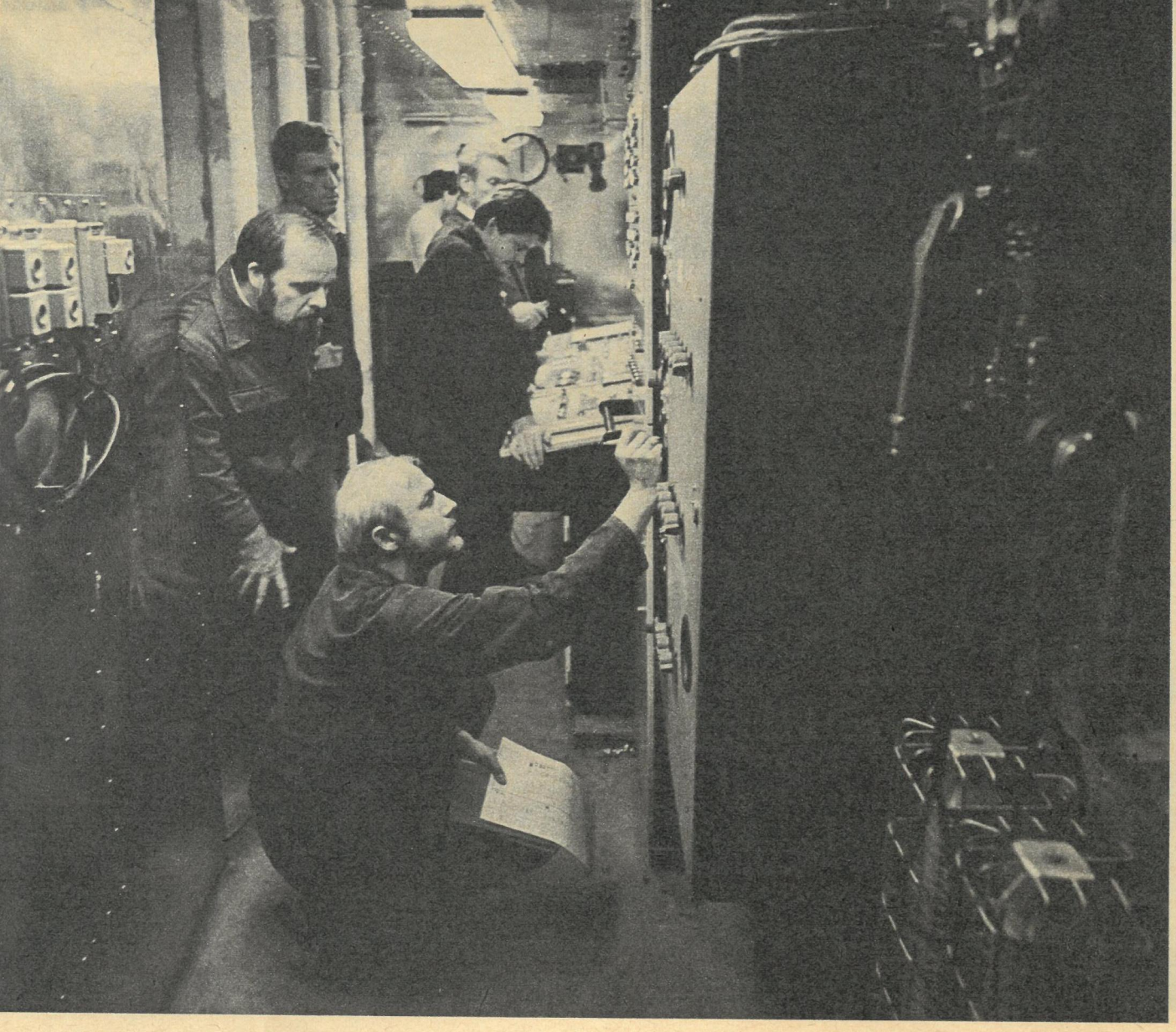
Haushohe Bordwand – und der Hydraulik-Fender bei „Sturmsituation“: Test des Bugabdrifts (links außen).

Konzentration bei extremer Krängung – Männer des Erprobungskollektivs: im Fährbrücken-Steuerstand (links).

Simulierte Havarie-Situation – Krängung bis 4,7 Grad: Blick von der Beton-Hochbrücke über Brückenträger zum Schiff (rechts).



den sein, wenn die Waggons rollen. Bis zu einer Krängung (Schräglage – H. P.) des Schiffes von drei Grad und einem Knickwinkel von fünfunddreißig Promille zwischen den Schienen der Brücke und des Schiffes kann problemlos gefahren werden. Die im Projekt festgelegten Werte überprüfen wir im praktischen Versuch, und wir werden sogar den Extremfall simulieren!“ Sagt's, nimmt das Mikrofon des tragbaren UKW-Funkgeräts zur Hand, verständigt sich mit seinen Erprobungspartnern an Bord der „Mukran“, den Werftspezialisten im Ladeleitstand des Schiffes: „Wir gehen zunächst bis zwei Grad, danach messen wir...“ Drei Minuten später neigt sich das mächtige Fährschiff bereits einskommafünf Grad nach Steuerbord; nach weiteren zwei Minuten ist – mittels Umpumpen von Ballastwasser in die Tanks steuerbords – die gewünschte Zwei-Grad-Schräglage



Testgruppe im Ladeleitstand – Ballastpumpen der „Mukran“ bewirken die Schräglage: Messen, Prüfen ist oberstes Gebot (oben).

Gleise paßgenau – Fährbrücke und Fährschiffdecks vor dem Verbund: Nivellierarbeiten (links unten).

Rollende Probe – erstmals Waggons mit Vollast auf dem Oberdeck: Dienstbeginn für die „Mukran“ ist im Oktober (rechts).

erreicht. Neuer UKW-Wortwechsel: „Tiefgang? ... Spannlasten? ... Schienenspalt?“ ... Die ermittelten Daten werden, zum Mitschreiben für das Erprobungsprotokoll, eilends durchgegeben. Pause!...

Manöver auf See – Manöver am Kai

Da kommt ein Schiff, das mit seiner respektablen Länge von 190 Metern nicht einmal ins Wettkampf-Oval des Leipziger Zentralstadions passen würde, draußen von hoher See, schwimmt durch den Seekanal, passiert das „Hafentor“ beim Molenfeuer, fährt ins Hafenbecken – noch mit der Bugnase voraus. Aber: Es will heckwärts an den Brückenkai. Daher dreht es auf der Wendeplatte, die – rund zehn Meter tief ausgebaggert – unter Wasser einer gigantischen Schüssel gleicht, dreht sich ohne Bugsierhilfe irgendwelcher Schlepper buchstäblich um die eigene Achse. Dank seiner beiden Verstellpropeller und seiner drei Querstrahlruder gleitet es schließlich auch sanft zur Pierwand und ins Fährbecken. Landseits wird es mit armdicken Trossen an den Pollern vertäut sowie von speziellen, bordwandhohen Hydraulik-Anlagen fest im Griff gehalten. Heckklappe auf! – Und die Rangierloks samt Waggons können rollen zwischen Schiff, Brücke und Land.

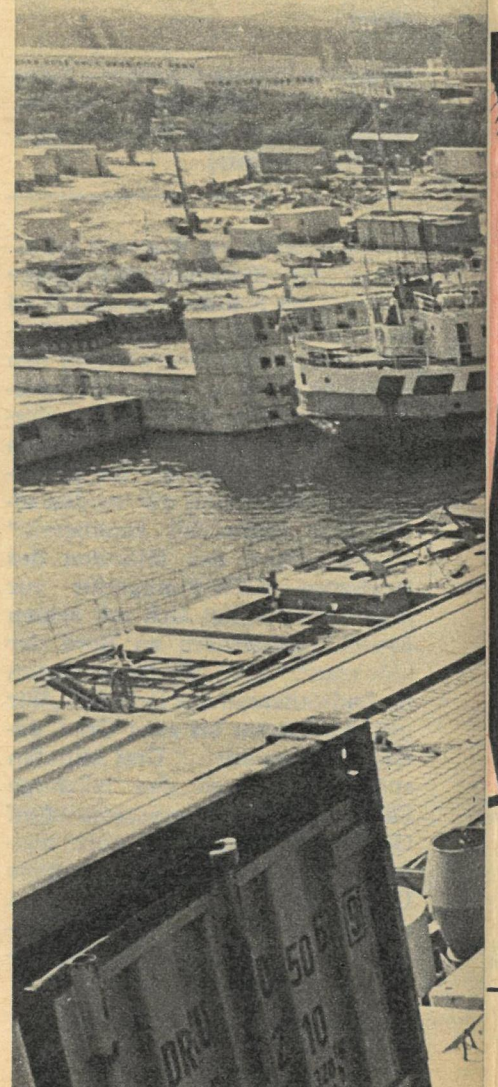
Die Eisenbahngüterfähre „Mukran“, das bislang größte Schiff von einer DDR-Werft – auf der Mathias-Thesen-Werft Wismar gebaut –, ist das erste von künftig sechs Schwesternschiffen. Bei allen Erprobungen – auf See wie am Kai – hat sie als sogenanntes Typschiff und Neuling am Fährbrückenkai ganz besonders harte Prüfungen zu bestehen: Dreh- und Anlegemanöver, bei Tag wie Nacht, Stopp-Manöver von „Volle Fahrt“ auf „Null“, Bootsmanöver (das sichere Ausbringen der Rettungsboote) bei fünfzehn Grad Schräglage. All das – und noch vieles mehr – hat sie längst bravourös absolviert. Darüber erzählt uns Werner Albrecht, Entwicklungsingenieur und Erprobungsleiter auf der „Mukran“, während die zweite Etappe des Versuchs vorbereitet wird. Ingenieur Albrecht ist, gleich seinem Partner

Horst Sommer, der seit zweieinhalb Jahrzehnten als Bauleiter an Hafenbauten mitwirkte, in seinem Metier nicht minder ein „alter Hase“. Er hat 22 000-Tonnen-Massengut/Containerschiffe, Fischerei-Kühlfrachter und Ro/Ro-Transporter seiner Werft auf See erprobt...

Zu den normalen Funktionserprobungen kommen die Härtetests; sie suchen Antwort auf die „Gretchenfrage“: Was wäre, wenn? Denken wir uns – Wind aus Süd bis Südwest weht an Mukrans Kai mit Stärke acht, verstärkt sich zum Sturm, gar zum Orkan. Wie weit könnte, falls beim Sturmeswüten Trossen brächen, Winden versagten, Hydraulik-Fender das Schiff nicht hielten, sein Bug von der Pier des Landes abdriften? Oder: Wenn elementarer Winddruck, ungleiche Beladung und ausfallende – ansonsten automatisch und blitzartig wirkende – Krängungsausgleichsanlage das Schiff in eine unzulässige Schräglage brächten?...

Letzteres wird nunmehr geprobt: Ingenieur Horst Sommer, im Steuerstand der Fährbrücke, gibt das Kommando, die Krängung bis auf 4,5 Grad zu bringen... Atemberaubende Minuten, knisternde Spannung! Schon signalisieren Vorwarnlämpchen die beginnende „Gefahr“; ein rotes Lämpchen flammt auf und – im selben Augenblick martert markdurchdringendes Sirenengeheul die Ohren. Die Erprobungsingenieure haben den Alarm erwartet. Einer nickt anerkennend: „Exakt! Kam auf den Punkt genau!...“ Der UKW-Dialog verstärkt sich. Nun werden bereits Zehntelgrade der zunehmenden Krängung durchgesagt. Auch die Beobachtungsposten an den Kontrollpunkten geben fortwährend Zwischenmeldungen. Resümee: keine unerwarteten Besonderheiten. „Wir haben jetzt 4,7 Grad!“ meldet Werner Albrecht vom Schiffsleitstand. „Stop!“ kommandiert Horst Sommer. „Spannlasten und Schienenspalt messen!“ ordnet er an, und dann ruft er alle Mann auf Fährbrücke und Schiffsoberdeck: „Kommt, das schauen wir uns mal an!“...

Über Bahndamm und Beton-Hoch-



Probe an der Prorer Wiek

brücke sind auch wir zum oberen Brückenträger gestiegen: Schiff und Brücke krängen beängstigend – aber: sie halten, fest im Verbund. Nicht das geringste ist verbogen, geschweige gebrochen. „Was Ihr hier seht, das seht Ihr wahrscheinlich niemals wieder!“ sagt der Erprobungsleiter zu den Umstehenden. Das System von Fährbrücke und Fährschiff hat bewiesen, daß es selbst eine solche Havarie-Situation bestens bestehen würde, beweist es auch noch beim Backbord-Krängungstest sowie beim gleichartigen Doppelversuch mit dem unteren Brückenträger…

Und der Blaue Peter weht…

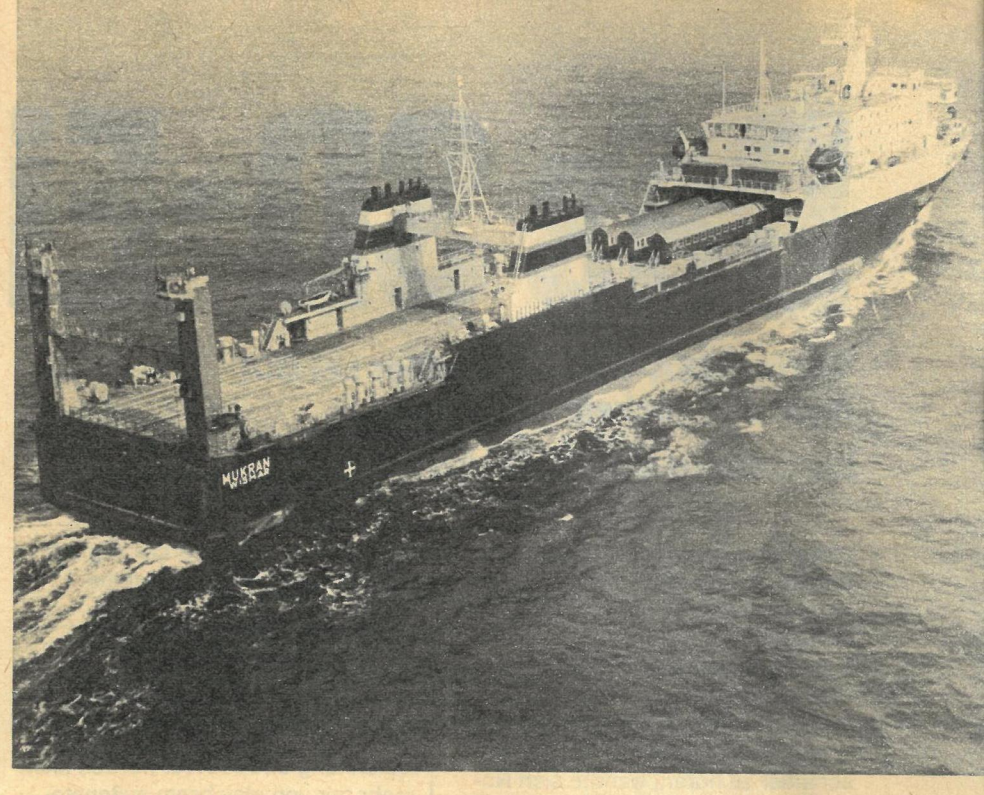
Rasch muß es gehen bei solchen schnellen Schiffen, reibungslos in jeder Phase: rundum an Bord und an Land. Das Fährschiff wie die Fährbrücke sind daher vollbestückt mit elektronischen Steuerungen – bildlich gesehen: Knöpfen statt Hebeln. Die Handsteuerungen dienen lediglich als Reserve und für spezielle Operationen. Innerhalb von zwei Stunden fünfzig Minuten müssen 103 vierachsige Breitspur-Waggons, zwei komplette Güterzüge, von Bord und aufs neue wieder an Bord sein. Lediglich vier Stunden bleiben den Fährschiffen zwischen Ankunft und neuer Reise: am Kai vor Mukran wie in Klaipeda.

Von Sonntagmittag an schieben orangefarbene Rangierloks erstmals beladene Güterwaggons aufs Hauptdeck der „Mukran“ – probeweise, versteht sich. Der fünfgleisige „Bahnhof“ im Schiffsinnern böte vergleichsweise wenigstens fünf modernen Schulturnhallen hintereinander Platz, und ab Dienstagnachmittag rollt's zügig auch auf dem Oberdeck. Damit werden die letzten Test-Hauptpunkte im mehrwöchigen Erprobungsprogramm, das dreißig engbeschriebene Seiten umfaßt, abgehakt… Im Fährhafen am Kurischen Haff wird sich in diesen Wochen detail- und ablaufgetreu das Erprobungsprogramm wiederholen.

★

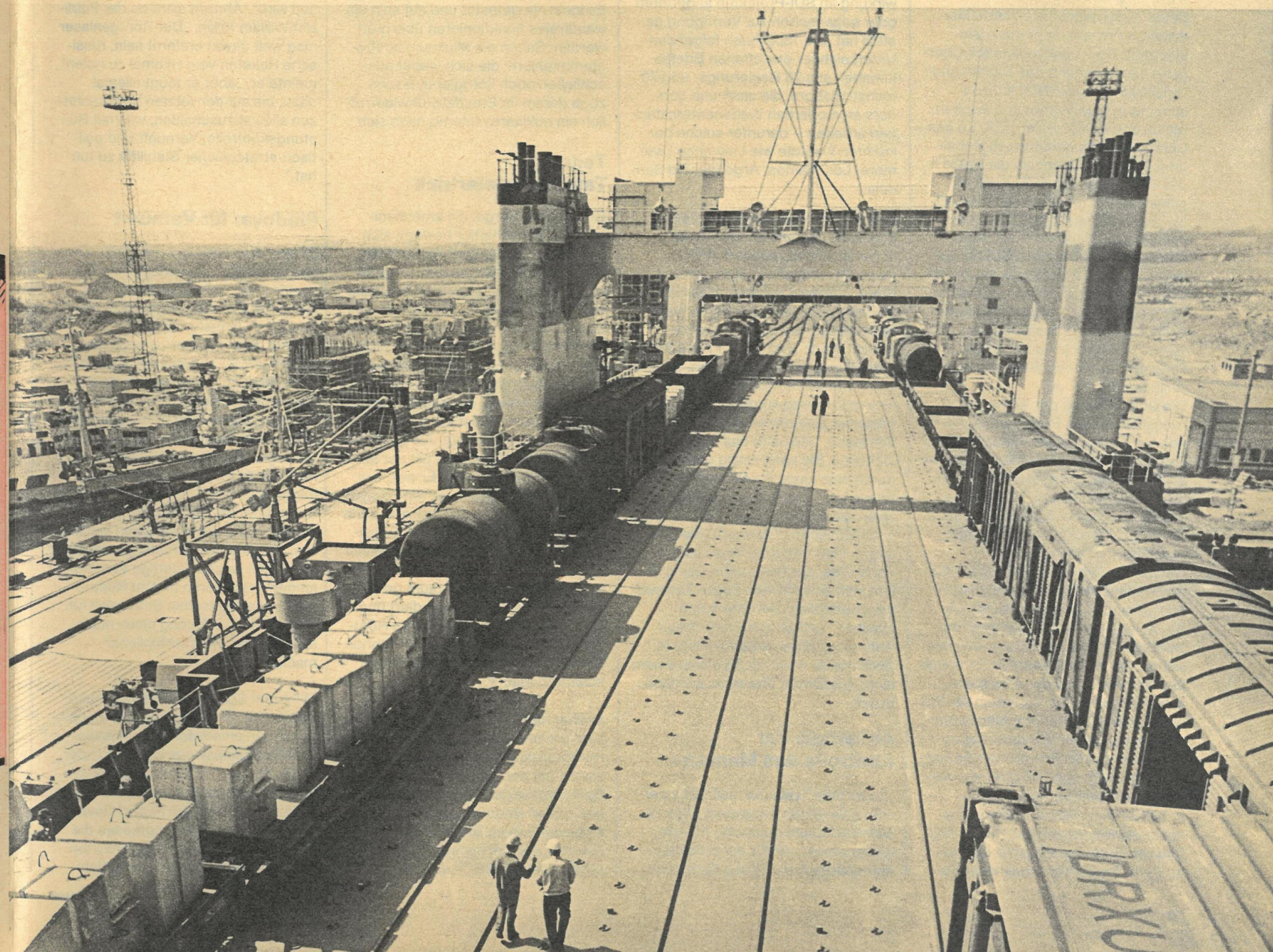
Am darauffolgenden Samstag stieg an der Flaggenleine der „Mukran“ der Blaue Peter auf – und die Crew rüstete zur Reise: hinweg über 506 Kilometer der See, erstmals nach Klaipeda…

Text: Helmuth Pelzer; Fotos: Ulrich Burchert; Ergänzungsfoto: VEB Kombinat Schiffbau, Archiv.



„Mukran“ auf Probefahrt – Porträt der Fähren

Bauwerft: Mathias-Thesen-Werft Wismar; Seriengröße: sechs Schiffe, jeweils drei für die DDR sowie die UdSSR; Länge über alles: 190,50 m; Breite über alles: 28,00 m; Seitenhöhe bis Oberdeck: 15,20 m; Tiefgang: 6,80 m (bei 103 Waggons je 70 Tonnen); Gleislänge insgesamt: ca. 1550 m; Tragfähigkeit 11 700 Tonnen; Geschwindigkeit: 17 Knoten (Seemeilen) pro Stunde; Besatzung: 42 Personen; Aktionsweite: 2200 sm (etwa vier Rundreisen Mukran–Klaipeda–Mukran).



Das SD-Ei

Warum USA-Wissenschaftler bei SDI nicht mitmachen

Ein Beitrag von Professor Dr. Franz Knipping

„Was wir gegenwärtig erleben", so urteilte George Brown, ein Kongreßabgeordneter aus Kalifornien, „ist der dritte große Aufstand von Wissenschaftlern unseres Landes gegen ein Element der US-amerikanischen Rüstungspolitik." Mit dem dringlichen Ersuchen, auf den Rat der Wissenschaftler zu hören, wandte sich Nobelpreisträger Philip Anderson an die Regierung. Wörtlich sagte der Physikprofessor an der Princeton-Universität: „Ich kenne keinen Fall in der Geschichte, da so viele Gelehrte so einheitlich in Opposition zu einer falschen Idee gestanden haben."

Mehr als 8000 Unterschriften

Beide Äußerungen fielen Mitte Mai auf einer Pressekonferenz in Washington. Den Anlaß bildete die Übergabe einer Liste mit den Namen und Unterschriften von 6500 Wissenschaftlern, Ingenieuren und Aspiranten an den Kongreß der USA. Zu den Unterzeichnern gehörten 16 Nobelpreisträger und mehr als die Hälfte der Mitarbeiter von 109 physikalischen und technologischen Fakultäten an 72 Universitäten. Sie alle lehnen jegliche Mitwirkung am Weltraumrüstungsprogramm SDI ab. Es liege „im besten Interesse des amerikanischen Volkes und der Sicherheit, SDI einzustellen", motivierte Professor John Kogut, Physiker an der Universität von Illinois und einer der Initiatoren des Anti-SDI-Appells, das Anliegen der Aktion.
Die Überreichung der Verweigerungsliste an das Parlament ist nur eines von vielen Indizien dafür, daß „so viele Gelehrte so einheitlich in Opposition" zu Washingtons Weltraumrüstungsplänen stehen. „Die interne amerikanische Kritik an SDI hat im Laufe der Zeit nicht nachgelassen, sondern ist eher gewachsen", schätzte unlängst der Pentagon-Korrespondent des Nachrichtenmagazins „Time", Bruce van Voorst, ein. Als Belege nannte er: „An den Universitäten ist die Ablehnung weit verbreitet. Nach einer jüngsten Umfrage lehnen zwei Drittel der amerikanischen Physiker das Vorhaben ab. Bei einer Umfrage unter den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften sprachen sich 92 Prozent der Befragten gegen SDI aus." Mittlerweile meldeten sich weitere 1600 Wissenschaftler und Techniker, die in Forschungslaboratorien der Regierung und der Rüstungsindustrie tätig sind, zu Wort. Sie warnten in einem offenen Brief vor einer Forcierung des Weltraumrüstungsprogramms.

Auf Pentagon-Millionen verzichtet

Neu und bemerkenswert an diesen jüngsten Entwicklungen ist: Kritik, Ablehnung und Protest werden nicht mehr nur von gleichsam außenstehenden Forschern und ihren Organisationen – wie der Vereinigung besorgter Wissenschaftler (UCS) – artikuliert, sondern zunehmend von unmittelbar Betroffenen und Beteiligten. Bei den 6500 Verweigerern handelt es sich um Angehörige von Hochschuleinrichtungen, denen das Pentagon enorme Dollarbeträge für die Mitwirkung an SDI-Projekten angeboten oder sogar schon zur Verfügung gestellt hat. Die 1600 ihnen folgenden Unterzeichner des offenen Briefes kommen aus 26 Regierungs- und 70 Industrielabors, die samt und sonders an modernen Waffenentwicklungen arbeiten – darunter solche bekannten Institute wie Lawrence Livermore, Los Alamos, Argonne und Sandina.

Das erklärt denn auch, daß manche Einwände, Bedenken und Besorgnisse anders akzentuiert sind als jene, die namhafte Kritiker der ersten Stunde geltend machen. Gelehrte wie Nobelpreisträger Hans Bethe wandten sich seit Reagans „Sternenkriegs"-Rede vom 23. März 1983 wiederholt gegen die Zwecklüge, daß die von Kernwaffen herrührende Gefahr sich mittels fragwürdiger, weltraumbasierter Zukunftstechniken überwinden lasse. „Ich halte das für aussichtslos. Sie kann einzig und allein durch eine kluge Politik ausgeschaltet werden", hatte Bethe schon vor zwei Jahren klargestellt. Nicht wenige amerikanische Wissenschaftler hingegen faszinierte die ihnen suggerierte Idee, per Weltraumrüstung ließen sich eines fernen Tages Kernwaffen überflüssig und unwirksam machen. Nachdem sie sich dieser Aufgabe stellten, erkennen nun jedoch immer mehr, daß sie sich einem nicht erfüllbaren Traum verschrieben haben.

Außerhalb der Kontrolle des Menschen

„Es ist eine Tatsache, daß SDI zu einem gewaltigen Programm ohne die technische und politische Prüfung geworden ist, die für ein Unternehmen dieses Ausmaßes erforderlich wäre", heißt es in dem Schreiben der 1600 an den Kongreß. Was damit gemeint ist, erhellen exemplarisch die Erkenntnisse des kanadischen Computerspezialisten David Lorge Parnas. Mehr als 20 Jahre hindurch an militärischen Forschungen und Entwicklungen in den USA beteiligt, oblag ihm im Rahmen von SDI die Planung und Vorbereitung eines zentralen, computergesteuerten Leitsystems. Parnas gelangte zu der hieb- und stichfest begründeten, von der Zeitschrift „American Scientist" in acht Aufsätzen publik gemachten Ansicht, daß es weder heute noch in voraussehbarer Zukunft eine Software-Technik gibt, die eine umfassende Raketenabwehr ermöglichen könnte. Er zog die Konsequenz, indem er seine Mitarbeit bei SDI aufkündigte. „Meine Schlußfolgerungen", so schreibt Parnas, „lassen politische Gesichtspunkte außer acht; diese sind anderswo in aller Breite erörtert worden, und ich habe dem nichts hinzuzufügen." Keinen Zweifel hinterläßt jedoch die Lektüre seiner – wie auch anderer – Untersuchungen über Software-Programme, welches das zwangsläufige Resultat von SDI sein würde: Das System wird nur noch von Maschinen und nicht mehr von Menschen kontrolliert und gesteuert. Es kann nie getestet und auf sein einwandfreies Funktionieren überprüft werden. Schon ein Minimum an Programmfehlern, die sich weder ausschließen noch korrigieren lassen, zöge darum im Ernstfalle unwiderruflich ein nukleares Inferno nach sich.

Tellers Taschenspielertrick

Eine andere Sorge, die amerikanische Wissenschaftler bewegt, sich gegen SDI zu wenden, ist die Rolle von Atomwaffen in diesem vorgeblichen Verteidigungssystem. In offizieller Lesart heißt es immer wieder, daß es sich bei SDI um ein nichtnukleares Abwehrkonzept handle. Tatsächlich jedoch beruht zumindest eine der als Weltraumangriffswaffe ins Auge gefaßten Techniken, der sogenannte Röntgenlaser, selbst auf dem Einsatz nuklearer Sprengköpfe. Als geistiger Vater dieses Verfahrens gilt der Kernphysiker Edward Teller. Er war, wie der Londoner „Observer" im Frühjahr 1983 berichtete, schon damals „nach Washington gekommen, um für seinen letzten atomaren Taschenspielertrick zu werben: eine kleine Kernbombe, die in den Weltraum geschossen wird, dort explodiert und auf wundersame Weise starke Röntgenlaser-Strahlen gegen anfliegende Raketen aussendet und sie so unschädlich macht".

Seither hielt sich der im Labor von Livermore entwickelte, atomgetriebene Röntgenlaser zwar nicht an die Reklame, mit der sein Schöpfer und Sprachrohre des Pentagon ihn umgeben. Unter amerikanischen Naturwissenschaftlern ist längst offenes Geheimnis, daß bei mehreren unterirdischen Tests dieser – so Teller – „neuartigsten und fruchtbarsten Raketenabwehr-Technologie" wesentliche Meßresultate unbrauchbar waren. Teils hatten die Meßinstrumente versagt, teils waren sie falsch geeicht. Aber: Mehrfach gelang es Teller, die für weitere Erprobungen erforderlichen Dollarmillionen locker zu machen. Es wurde weiter getestet – auch nachdem die Sowjetunion zum 6. August vergangenen Jahres einseitig ihr Moratorium für atomare Tests in Kraft gesetzt und bis zum 6. August dieses Jahres verlängert hat.

Bislang 14 Versuchsexplosionen lösten die USA seit Verkündung des sowjetischen Teststopps aus. Zu den Zielen etlicher gehörte, wie amerikanische Zeitungen berichteten, die Simulierung der Wirkung von Röntgenlasern als wesentlicher Komponente des „Sternenkriegs"-Konzepts. Dies aber, so kommentierte die „International Herald Tribune", sei „gleichbedeutend mit der Aufforderung an die Welt, auf ein umfassendes Verbot von Atomexplosionen zugunsten eines exotischen Waffensystems zu verzichten, das wahrscheinlich nie funktionieren, aber ganz gewiß eine neue Runde des Wettrüstens, zusätzlich zu der bereits laufenden, auslösen wird". Ähnlich sieht es der Publizist William Arkin. „Der Röntgenlaser mag weit davon entfernt sein, russische Raketen vom Himmel zu holen", meinte er, „aber er taugt allemal dazu, bis auf den letzten Vertragsfetzen alles abzuschießen, was mit Rüstungskontrolle, Vernunft und politisch-strategischer Stabilität zu tun hat."

Plädoyer für Vernunft

Es sind dies Überlegungen, die unstreitig zu der „so einheitlichen Opposition" so vieler amerikanischer Gelehrter das ihre beigetragen haben. Und: Je mehr die Erkenntnis wächst, daß SDI eine „falsche Idee" ist, um jemals zu einer kernwaffenfreien Welt zu gelangen, um so stärker verbindet sich damit die Warnung vor den gefahrvollen Konsequenzen dieses Weltraumrüstungsprogramms. So begründeten die 6500 Hochschulforscher ihre Boykottverpflichtung folgendermaßen: Das technisch nicht durchführbare SDI-Programm wird zwangsläufig das Wettrüsten eskalieren, bestehende Abrüstungsverträge aufs Spiel setzen, künftige Verhandlungen erschweren und zu Rüstungen und militärischen Strategien führen, die die Auslösung eines nuklearen Krieges wahrscheinlicher machen.

Mit ihrem Plädoyer für Vernunft und Realismus sind die gegen SDI opponierenden amerikanischen Wissenschaftler keineswegs einsame Rufer in der Wüste. Nicht zuletzt unter ihrem Einfluß beschnitten im Sommer 1986 die zuständigen Ausschüsse beider Häuser des Kongresses die von der Administration geforderten Finanzmittel für SDI im Budgetjahr

1987. Prinzipiell in gleiche Richtung zielt eine mit 256 gegen 145 Stimmen verabschiedete Resolution des Repräsentantenhauses, in der die Regierung zur weiteren Einhaltung des 1979 mit der Sowjetunion vereinbarten SALT-II-Vertrages aufgefordert wird. Und sowohl an Breite wie an Stärke hat in der amerikanischen Öffentlichkeit, bis auf den Capitol Hill, der Ruf nach Verhandlungen mit der Sowjetunion über einen Teststopp-Vertrag zugenommen.

All dies kündet davon: Wie überall auf unserem Planeten so begreifen auch in den USA selbst immer mehr Menschen, daß ein Punkt erreicht ist, an dem das künftige Schicksal der menschlichen Zivilisation entschieden werden muß. Carson Mark, langjähriger Mitarbeiter im Forschungszentrum für Nuklearwaffen Los Alamos, brachte dies auf die Formel, daß sowohl die USA als auch die UdSSR im Ergebnis der Anhäufung zerstörerischer Technologien sich in einem Stadium befinden, in dem sie nur gemeinsam überleben oder gemeinsam untergehen können. Auf einen fruchtbaren Boden fallen insofern alle Initiativen, dazu bestimmt, das Wettrüsten auf der Erde zu beenden, es im Weltraum zu verhindern und zur Abrüstung überzugehen. Wie das geschehen kann, darauf gibt das von der UdSSR im Januar dieses Jahres unterbreitete umfassende Friedens- und Abrüstungsprogramm Antwort. Es weist den Weg, um noch in diesem Jahrhundert weltweit und vollständig alle Atomwaffen und alle anderen Arten von Massenvernichtungswaffen zu liquidieren. Daß dieses Programm, das sich unterdes sämtliche Warschauer Vertragsstaaten zu eigen gemacht haben, den Positionen gleicht oder nahekommt, die auch verantwortungsbewußte amerikanische Wissenschaftler vertreten, ist alles andere denn Zufall. Stets haben die Staaten des realen Sozialismus nicht nur ihre Bereitschaft bekundet, mit anderen Ländern, mit allen an der Verhinderung eines Nuklearkrieges interessierten Kräften im Rahmen einer weltweiten Koalition der Vernunft und des Realismus zusammenzuwirken. Sie haben zugleich mit großer Sorgfalt all jene Vorschläge von anderen geprüft und aufgegriffen, die geeignet erscheinen, einer Welt ohne Waffen und ohne Kriege näherzukommen.

So knüpft das Abrüstungskonzept des Sozialismus bis zum Jahre 2000 erkennbar auch und gerade an solche Überlegungen an, wie sie Weltraumrüstungsgegner in den USA vorgebracht haben: Nicht Militarisierung des Weltraums führt zu Sicherheit und Stabilität, sondern Verhinderung kosmischen Wettrüstens und unter dieser Prämisse Verhandlungen über Rüstungsbegrenzung und schließlich Abrüstung. Nicht kostspielige, zweifelhafte und gefahrenreiche technologische Lösungen befreien die Menschheit von der Bedrohung durch Kernwaffen, sondern allein eine vernunftgemäße, den Realitäten des Atomzeitalters gerecht werdende Politik. Eine andere Lösung als mit politischen Mitteln gibt es nicht.

Der dritte Aufstand

Was bei gemeinsamem Handeln aller Kräfte der Vernunft und des Realismus erreichbar ist, darauf deutet das – eingangs zitierte – Wort des USA-Abgeordneten George Brown vom „dritten Aufstand" hin. Es bezieht sich auf den Umstand, daß Ende der fünfziger Jahre sich verantwortungsbewußte Wissenschaftler auch seines Landes in die weltweite Front derer einreihten, die Schluß mit den atomaren Versuchsexplosionen forderten.

Dieser „erste Aufstand" des Weltgewissens führte dazu, daß UdSSR, USA und Großbritannien im August 1963 den Vertrag über das Verbot der Kernwaffenversuche in der Atmosphäre, im kosmischen Raum und unter Wasser vereinbarten. Erlaubt blieben fortan lediglich unterirdische Versuchsexplosionen. Sie endgültig und dauerhaft zu unterbinden und auf diese Weise der Vervollkommnung und Schaffung neuer Arten von Kernwaffen einen Riegel vorzuschieben, ist heutzutage Kernstück des sozialistischen Friedensprogramms, untermauert durch das einseitige Test-Moratorium der UdSSR.

Zu einem „zweiten Aufstand" kam es Ende der sechziger Jahre, als die USA sich anschickten, ein Abwehrsystem gegen Nuklearraketen zu installieren. Schon damals drohte ein ungehemmter Wettlauf bei gleich zwei nuklearen Waffenkategorien, offensiven und defensiven, und die Aussichten auf wirksame Begrenzung nuklearer Rüstungen schwanden dahin.

Dieser Gefahr begegneten UdSSR und USA im Mai 1972 durch den Abschluß des – unbegrenzt vereinbarten – Vertrages über eine Einschränkung der Raketenabwehrsysteme, auch ABM-Vertrag genannt. Darin verpfichteten sich beide Seiten, auch im Kosmos „keine Raketenabwehrsysteme oder deren Bestandteile ... zu schaffen, zu erproben und zu unterhalten".

Anderthalb Jahrzehnte danach will Washington mit seinem SDI-Programm den Vertrag zunichte machen. Und dagegen richtet sich der „dritte Aufstand" der Weltöffentlichkeit, an dem auch Wissenschaftler der USA in wachsendem Umfang teilhaben.

Collage: FW-Grafik

FW-Interview mit Hans Enkelmann, Verkaufsdirektor des Reisebüros der DDR

FW: Wann nehmen Sie Vormerkkarten, mit denen man seinen Reisewunsch mitteilt, für den Zeitraum Januar bis April 1987 an?

H. E.: Vom 4. bis 16. August in allen Zweigstellen des Reisebüros der DDR.

FW: Wofür kann man sich vormerken lassen?

H. E.: Für alle die Reisen, die in der Reiseinformation ausgeschrieben sind. Sie wird zum Zeitpunkt der Annahme der Vormerkkarten in den Zweigstellen vorliegen.

FW: Was geschieht beim Reisebüro mit den abgegebenen Karten?

H. E.: Sie werden in 50er-Bündeln nach Dresden gesandt. Dort steht der Rechner, der die Karten bearbeitet. Die angebotenen Reisen sind im Rechner gespeichert. Seine Aufgabe ist es nun, den Reisewunsch mit den gespeicherten Reisen zu vergleichen und die entsprechende Antwort zu erteilen. Kann dem Reisewunsch entsprochen werden, wird sofort eine Antwortkarte und der dazugehörige Reiseleistungsvertrag ausgedruckt und dem Kunden übermittelt. Ist die Reise ausgebucht, dann erreicht den Besteller eine entsprechende Antwortkarte. Es ist vorgesehen, daß das ab 25. September beginnt und in kurzer Zeit erledigt ist.

FW: Was macht denn der Rechner mit den nicht abgerufenen Reisen?

H. E.: Durch den Rechner wird eine Dispatcherliste der freien Plätze ausgedruckt, die den Bezirksdirektionen des Reisebüros zugestellt wird. Sie informieren die Zweigstellen über dieses Angebot, aus dem der Kunde wählen kann.

FW: Erfahrungsgemäß wird ja nur ein Teil der Reisen über solche Vorbestellungen gebucht, und mancher gibt keine Vormerkkarte ab, möchte aber dann doch reisen.

H. E.: Er kann für diesen Zeitraum ab Oktober aus dem im Rechner noch vorhandenen Angebot in jeder Zweigstelle des Reisebüros eine Reise buchen. Oder eine der von unseren Partnerbüros zusätzlich zur Verfügung gestellten.

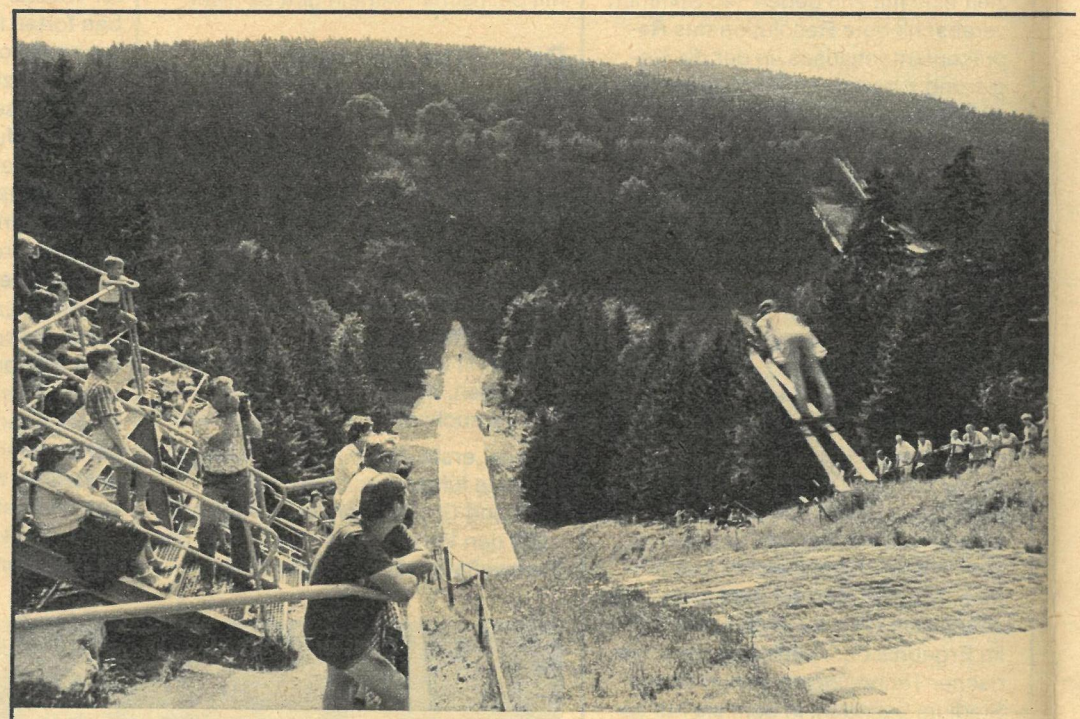
Fotos: V. Hohlfeld, I. Utkin/TASS, privat
Texte und Information: K. H. Gummich
Redaktion: D. Heimlich

Freundschaftszugreisen, März/April

Für März und April gibt es wieder Reisen mit dem Freundschaftszug. Sie werden überwiegend von Betrieben und gesellschaftlichen Organisationen insgesamt gekauft. Die Züge fahren von verschiedenen Ausgangsbahnhöfen der DDR auf den Routen Moskau–Leningrad, Moskau–Minsk–Brest, Moskau–Kiew, Minsk–Leningrad, Vilnius–Leningrad, Minsk–Riga–Leningrad, Leningrad–Tallinn, Kiew–Kischinjow, Kiew–Minsk–Brest und Minsk–Brest, also in den europäischen Teil der Sowjetunion. Diese Reisen sind auf 9, 10 oder 11 Tage angelegt. Jeder Zug nimmt 420 Touristen auf. In den Zielorten wohnen sie in Hotels. Der Preis liegt je nach Dauer zwischen 850,– und 1150,– M.

Wintersportreisen

Für den alpinen Wintersport ist das Angebot gering. Die in Kaukasien zur Zeit vorhandenen Kapazitäten erlauben nicht, die Nachfrage zu befriedigen, 15-Tage-Reisen führen nach Itkol und nach Dombai mit Hotelunterkunft in Zweibettzimmern. Sie sind nur sportlich erprobten Touristen zu empfehlen. Wintersport-Anfängern ist dagegen das Motel bei Minsk (11 km zum Stadtzentrum) zu empfehlen. Hier kann man in reizvoller winterlicher Waldlandschaft von Januar bis März Skilanglauf betreiben. Skier und Langlaufschuhe können ausgeliehen werden. Dazu erleben die Touristen ein interessantes Besichtigungsprogramm in der Millionen-Metropole der Belorussischen SSR Minsk.



Im Sommer übt, wer Winter liebt!

Winterbaden in Jalta und Sotschi

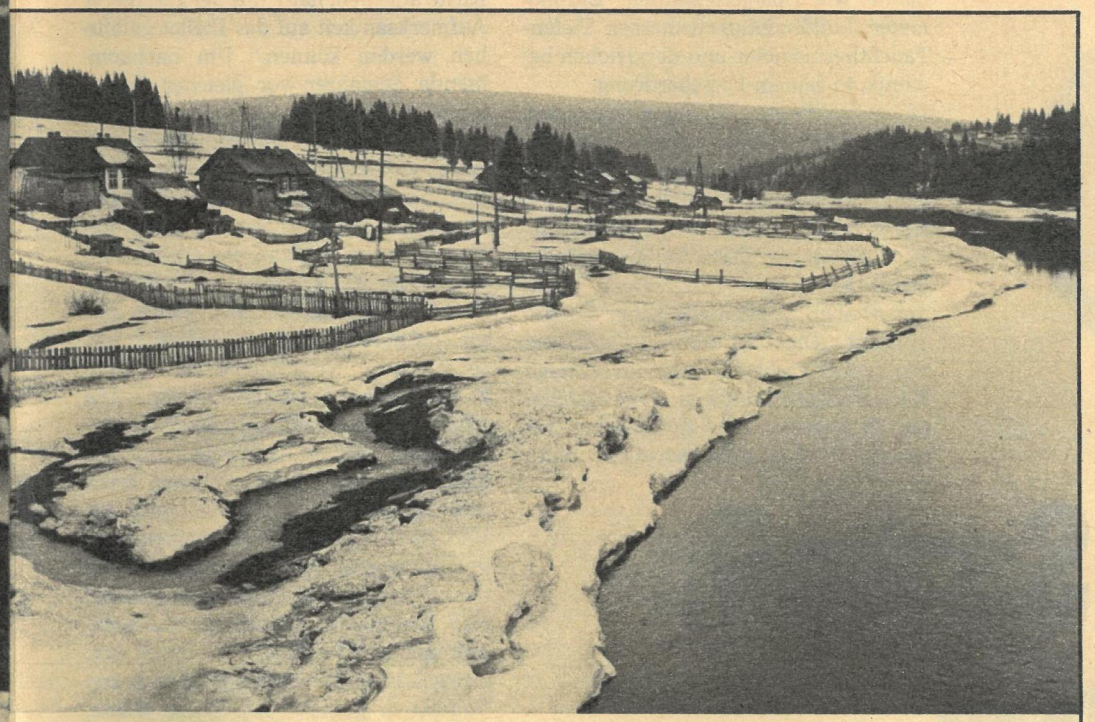
Das Hotel „Jalta" im Schwarzmeer-Seebad Jalta erwartet von Januar bis April (8- bis 15tägige Flugreisen!) eintausend Gäste zum Winterbaden. Man kann im beheizten Hotelschwimmbecken baden und außerdem Schönheit und Sehenswürdigkeiten in und nahe Jalta genießen. An der Krimhalbinsel wird es nie richtig Winter.

Die Hotels „Shemtschushina" in Sotschi-Zentrum direkt am Strand des Schwarzen Meeres und „Dagomys" sowie „Olympiskaja" im neuen Ferien-Komplex Sotschi-Dagomys bieten ebenfalls Gelegenheit zum Winterbaden. Es handelt sich um 8- und 15-Tage-Flugreisen. Das Angebot für Sotschi ist noch größer als für Jalta. Die Klimabedingungen ähneln sich.

Diese Reiseart bietet sehr gute Erholung, vor allem

Reisetip Winter 1987

Reiseziel	Tage	Monat	B/F	Preis ab Mark
Kurzreisen				
Moskau	5	I–IV	Flug	750,–
Moskau–Krasnodar–Moskau	8	I–IV	Flug	1120,–
Moskau–Susdal–Moskau	8	I–IV	Flug	970,–
Moskau–Iwanowo–Moskau	6	I–IV	Flug	1000,–
Moskau–Jaroslawl–Moskau	7	I–IV	Flug	920,–
Leningrad	5	I–IV	Flug	780,–
Riga–Leningrad	7	I–IV	Flug	750,–
Leningrad–Uljanowsk–Leningrad	8	I–IV	Flug	990,–
Moskau–Kiew	7	I–IV	Flug	880,–
Kiew	6	I–IV	Flug	730,–
Kiew–Kischinjow–Kiew	8	IV	Flug	950,–
Brest–Minsk	5	II–IV	Bahn o. Bahn/Flug	620,–
	7	I–IV	Flug o. Bahn/Flug	850,–
Leningrad–Minsk u. umgekehrt	7	I–IV	Flug	820,–
Leningrad–Moskau	8	I–IV	Flug	880,–
Leningrad–Pskow–Moskau	7	I–IV	Flug	960,–
Leningrad–Kalinin–Moskau	9	I–IV	Flüg	1000,–
Vilnius–Leningrad	8	I–IV	Bahn/Flug	790,–
Leningrad–Vilnius	8	II–IV	Flug/Bahn	790,–
Städtereisen/europäischer Teil				
Leningrad–Vilnius–Minsk–Kiew	12	III	Flug	1400,–
Riga–Tallinn–Leningrad	11	I–IV	Bahn/Flug	980,–
Leningrad–Vilnius–Minsk	9	IV	Flug	1000,–
Moskau–Tallinn–Leningrad	9	I–IV	Flug	980,–
Leningrad–Tallinn–Leningrad	8	I–IV	Flug	940,–
Vilnius–Leningrad–Moskau	10	I–IV	Flug	1030,–
Leningrad–Kiew–Moskau	9	I–III	Flug	1100,–
Moskau–Iwanowo–Moskau–Leningrad	9	II–IV	Flug	1120,–
Kiew–Rostow/D.–Wolgograd–Moskau	10	IV	Flug	1190,–
Moskau–Wolgograd–Leningrad	8	IV	Flug	1080,–
Leningrad–Uljanowsk–Moskau u. umgekehrt	8	I–IV	Flug	1160,–
Moskau–Smolensk–Brest	9	III, IV	Flug	890,–
Kiew–Lwow–Tschernowzy–Kischinjow–Odessa–Kiew	12	IV	Flug	1300,–
Kiew–Saporoshje–Charkow–Moskau	12	II–IV	Flug	1210,–
Moskau–Charkow–Poltawa–Kiew u. umgekehrt	10	IV	Flug	1350,–
Kiew–Krasnodar–Rostow/D.–Moskau	11	IV	Flug	1250,–
Kiew–Rostow/D.–Krasnodar–Moskau	9	IV	Flug	1150,–
Kiew–Saporoshje–Charkow–Leningrad	13	IV	Flug	1300,–
Kiew–Rostow/D.–Krasnodar–Kiew	11	IV	Flug	1240,–
Moskau–Charkow–Leningrad	9	IV	Flug	1100,–
Kiew–Rostow/D.–Krasnodar–Kischinjow–Moskau	13	IV	Flug	1400,–
Leningrad–Krasnodar–Donezk–Kiew	11	III, IV	Flug	1220,–
Kiew–Donezk–Krasnodar–Rostow/D.–Moskau	12	III, IV	Flug	1350,–
Moskau–Tbilissi–Sewan–Jerewan–Baku–Leningrad	12	I–IV	Flug	1580,–
Moskau–Jerewan–Baku–Tbilissi	14	I–IV	Flug	1600,–
Kiew–Tbilissi–Jerewan–Baku–Moskau	13	I–IV	Flug	1630,–
Tbilissi–Baku–Jerewan u. umgekehrt	14	II–IV	Flug	1580,–
Tbilissi–Telawi–Tbilissi–Baku–Jerewan	12	I–IV	Flug	1580,–
Leningrad–Jerewan–Tbilissi–Baku–Kiew	10	I–IV	Flug	1440,–
Moskau–Pjatigorsk–Ordshonikidse–Tbilissi–Telawi–Sewan–Jerewan–Kiew	16	IV	Flug	2050,–
Leningrad–Baku–Scheki–Telawi–Tbilissi	14	III, IV	Flug	1700,–
Leningrad–Pjatigorsk–Ordshonikidse–Tbilissi–Jerewan	12	IV	Flug	1600,–
Leningrad–Jerewan–Tbilissi–Telawi–Scheki–Baku–Kiew	15	III, IV	Flug	1700,–
Moskau–Tbilissi–Telawi–Scheki–Baku–Moskau	15	III, IV	Flug	1620,–
Leningrad–Baku–Scheki–Telawi–Tbilissi–Jerewan–Kiew	15	III, IV	Flug	1800,–
Städtereisen Mittelasien, Kasachstan, Sibirien				
Moskau–Alma-Ata– Dshambul–Tschimkent–Taschkent	12	IV	Flug	1800,–
Taschkent–Buchara–Taschkent–Alma-Ata–Duschanbe–Moskau	11	IV	Flug	1720,–
Taschkent–Tschimkent–Dshambul–Alma-Ata–Frunse–Moskau	12	IV	Flug	1800,–
Moskau–Frunse–Alma-Ata–Duschanbe–Taschkent	11	III, IV	Flug	1750,–
Taschkent–Alma-Ata–Frunse–Taschkent–Duschanbe–Moskau	13	II–IV	Flug	1850,–
Taschkent–Duschanbe–Frunse–Alma-Ata–Moskau	12	III, IV	Flug	1800,–
Moskau–Alma-Ata–Duschanbe–Taschkent	11	II–IV	Flug	1750,–



Das Dorf Gornosawodsk und das Thüringer Mattenspringen (links) fotografierte Volker Hohlfeld.

die Zweiwochen-Reise, während die Kurzreise etwas für einen ersten Urlaub ist.

Gaumen und Magen – was sie vertragen

Wer eine Auslandsreise bucht, hat sich auch dafür entschieden, für ein oder zwei Wochen eine ungewohnte Küche zu genießen. Für Entdeckercharaktere ist es auch ein Genuß, fremdartige Gerichte kennenzulernen, weil sie überwiegend Gaumenfreuden darstellen. Wer da seine Vorbehalte hat, kann nicht erwarten, daß seine gewohnten Gerichte auf den Tisch kommen. Das ist ja auch nicht Sinn einer Auslandsreise.
Auch die gewohnte Diät ist von den Reiseveranstaltern nicht zu verlangen. Aber erfahrungsgemäß sagen die Intourist-Dolmetscher in der Küche Bescheid, wenn jemand etwas in Richtung Diät auf den Teller haben möchte oder wegen einer Magenverstimmung zurückhaltender sein muß. Ein vorbeugendes Magenmedikament sollte Bestandteil der Reiseapotheke sein.

Schiffsreisen im Frühjahr

Bereits im April können Schiffsreisen auf der Dnepr-Route Kiew–Odessa und Odessa–Kiew angetreten werden. Sie dauern 9 Tage und bieten landschaftliche Schönheit, Besichtigungen von Sehenswürdigkeiten in mehreren Städten, sowie das unbekannte Wohnen in einer Schiffskabine.

Kühler Kopf – warme Füße

1. Bei den allgemein niedrigen Temperaturen in der UdSSR ist zu berücksichtigen, daß es eine trockene Kälte ist. Sie ist weniger spürbar, als Kältegrade mit höherer Luftfeuchtigkeit.
2. Winterreisebekleidung soll warm halten, aber auch bequem sein. Auch ein warmer Kopfschutz gehört dazu. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß Hotels, Restaurants, Sehenswürdigkeiten, Theater und Geschäfte gut beheizt sind. Den Wechsel warm – kalt – warm empfindet man meist als angenehm.
3. Wichtig ist das Schuhwerk. Es muß jedem Wetter trotzen und darf nicht drükken. Auf einen Klimawechsel einstellen, falls es mal feucht wird.
Für die Aufenthalte im Hotel sollte man ein paar leichte Schuhe mitnehmen.
4. Wer zum Winterbaden reist, muß sich nach dem Bad gut abtrocknen. Empfehlenswert ist ein kleiner Reisefön zum Haartrocknen.
5. Bei Vereisungen in Städten äußerste Vorsicht! Besonders auf Freitreppen, bei U-Bahn-Eingängen und Bus-Haltestellen.
6. Bei Winterreisen, besonders wenn sie an die See oder ins Hochgebirge führen, sollte man hautschützende Sonnenöle und -cremes mitnehmen.

Reisen – Rücktritt – Reklamationen

Gut informiert sein garantiert höchstes Reisevergnügen. Wer dieses Motto anerkennt, dem sei ein kleines Buch empfohlen: „Rechte beim Reisen". Der Verlag Die Wirtschaft hat es zum Preis von 7,20 M herausgegeben.
Ein Autorenkollektiv unter der Leitung von Prof. Dr. jur. habil. Claus J. Kreutzer stellte hier auf 230 Seiten juristisch fundierte Erfahrungen, Hinweise und Regelungen zusammen, die man kennen sollte, ehe man ins Ausland reist.
Der Leser erfährt die Regelungen, die den Reiseverträgen mit dem Reisebüro zugrunde liegen, Hinweise über Reklamationen und über Rücktritte. Er bekommt Wissenswertes über den Aufenthalt in Hotels und Gaststätten, über die notwendigen Reiseunterlagen geboten. Er wird über Zahlungsmittel und Zollbestimmungen, den Versicherungs- und Rechtsschutz informiert. Ebenso über gültige Regelungen und Abläufe in den Reiseländern. „Rechte beim Reisen" sollte als ein wertvoller Reiseratgeber in der nächsten Buchhandlung erfragt werden.

Wolga–Moskwa

Ich habe gelesen, daß es erstmalig Schiffsreisen zwischen Jaroslawl und Moskau gibt. Können Sie Näheres mitteilen?

Frieder Schmidt,
Frankfurt

Diese Reise kam im Mai 1986 erstmalig ins Angebot. Die Schiffsreise ist mit einem Aufenthalt in Leningrad kombiniert. Etwa 500 Kilometer werden auf der Wolga und 128 auf dem Moskwa-Kanal zurückgelegt. Die Flußstrecke ist abwechslungsreich durch zahlreiche Schleusen, Dämme, Wasserkraftwerke und Stauseen. Zwischenaufenthalte (Stadtrundfahrten) gibt es in Jaroslawl und Uglitsch. Auf dem Motorschiff „Sergej Jessenin" stehen auf drei Decks komfortable Kabinen, Musiksalon, Kino und Bar zur Verfügung.

Neue Kombinationen

Eine Rundreise, die nach Jerewan–Tbilissi–Ordshonikidse–Pjatigorsk führt, verbindet eine neue Kombination mit einem Aufenthalt im Sotschi-Hotel „Horizont-Priboi". Von dieser 16-Tage-Flugreise entfallen darauf sieben Tage. Eine andere Kombination bieten die Städte Kiew–Charkow–Saporoshje und Jalta, (Hotel „Jalta) eine 15-Tage-Flugreise.

Moskau–Aschchabad–Duschanbe–Fergana–Taschkent–Moskau	13	III, IV	Flug	1900,–
Taschkent–Schachrissabs–Samarkand–Buchara–Taschkent–Aschchabad–Moskau	11	III, IV	Flug	1950,–
Taschkent–Urgentsch–Buchara–Taschkent–Duschanbe–Frunse–Alma-Ata–Moskau	13	III, IV	Flug	1950,–
Moskau–Alma-Ata–Duschanbe–Frunse–Taschkent	13	II–IV	Flug	1850,–
Moskau–Taschkent–Duschanbe–Frunse–Alma-Ata–Moskau	16	IV	Flug	2050,–
Moskau–Duschanbe–Samarkand–Pendshikent–Samarkand–Taschkent	11	II–IV	Flug	1940,–
Moskau–Aschchabad–Duschanbe–Frunse–Alma-Ata–Taschkent	14	III, IV	Flug	2020,–
Taschkent–Duschanbe–Alma-Ata–Taschkent–Samarkand–Pendshikent–Samarkand–Moskau	12	III, IV	Flug	1900,–
Moskau–Taschkent–Schachrissabs–Samarkand–Buchara–Moskau	14	II, III	Flug	2020,–
Moskau–Taschkent–Schachrissabs–Samarkand–Buchara–Taschkent–Moskau	14	II, III	Flug	2000,–
Moskau–Abakan–Nowosibirsk–Irkutsk–Bratsk–Moskau	14	II–IV	Flug	2050,–
Moskau–Chabarowsk–Irkutsk–Listwjanka–Bratsk–Moskau	14	I–IV	Flug	2100,–

Alle Reisen bieten Hotelunterkunft in 2-Bett-Zimmern mit Menü-Beköstigung (in der Gruppe).

Thematische Reisen

Festival „Merzischov" Kischinjow	7	III	Flug	1080,–
Festival „Ausklang des Russischen Winters" Leningrad	5	II, III	Flug	1000,–
Festival „Russischer Winter" Moskau	6	I	Flug	1150,–
„Russischer Winter" Leningrad	6	I	Flug	1050,–
Internationaler Frauentag am 8. März				
Moskau	6	III	Flug	900,–
Leningrad	6	III	Flug	850,–
„Festival anläßlich des 117. Geburtstages W. I. Lenins" Leningrad–Uljanowsk–Moskau u. umgekehrt	8	IV	Flug	1060,–
„Für Liebhaber der Architektur"				
Vilnius–Leningrad–Moskau	10	I–IV	Bahn/Flug	1180,–
Leningrad–Moskau	9	I–IV	Flug	1010,–
„Für Liebhaber der angewandten Kunst"				
Minsk–Moskau	7	II, IV	Flug	920,–

Mut zur Mode: Macht mit!

Nach Sachalin – der Insel im Nebelmeer

Eine Dokumentation von Helmuth Pelzer

Am 7. August 1803 setzten die russischen Fregatten „Nadeshda" und „Newa" auf der Reede von Kronstadt alle Segel zur Reise um die Welt. Ein junger Kommodore führte die Expedition: Adam Johann von Krusenstern. Er wagte die risikoreiche Fahrt, um den Beweis zu erbringen, daß die Siedlungen auf Kamtschatka und die russischen Niederlassungen an der Küste Alaskas weitaus günstiger über Atlantik und Pazifik hinweg zu versorgen sind.

Zugleich weitete er mit seiner dreijährigen Weltumseglung die Reihe russischer geographischer Entdeckungen zur See in neue, kaum erforschte Räume aus, bahnte nachfolgenden Weltumseglern und Entdeckern den Weg durch Meere und Ozeane.

Wo La Pérouse, der fanzösische Seefahrer, achtzehn Jahre zuvor im Süden Sachalins seine Erkundungen abgebrochen hatte, setzte Krusenstern mit der „Nadeshda" die Erforschung fort: gen Norden. Das rätselhafte Eiland gab ihm dabei manches Rätsel preis.

Der Dreimaster „Nadeshda" segelte unter aufklarendem Himmel Kurs West-Südwest. Dunstschleier waberten über der See, zerflatterten in der Brise des Morgens. Schon seit dem Dämmern begleiteten „eine große Menge Seehunde und Scharen von Vögeln" – sichere Verkünder nahen Landes – die Fahrt des Schiffes... Es war Montag, der 15. Juli 1805, als der Wachoffizier gegen zehn Uhr vormittags dem Kommodore meldete, daß die Fregatte die Koordinaten 48 Grad 27 Minuten nördlicher Breite und 146 Grad 07 Minuten östlicher Länge passiert hat. „Ich rechnete mich genau im Süden von Kap Patience (Kap Terpenija – H. P.), steuerte daher direkt Nord", vermerkte Krusenstern im Schiffsjournal. Noch vorm Mittag kreuzte die „Nadeshda" jenen Punkt, an dem vor zwei Monaten dicke Treibeisfelder den Dreimaster am weiteren Vordringen gen Norden gehindert hatten und der Kommodore sich entschloß, geradewegs durch die Kurilen-Engen nach Peter-Pauls-Hafen (Petropawlowsk) zu segeln.

Kreuzkurs nach „Unerforscht"

Obgleich es nun Sommer war, machte es Sachalin, die rätselhafte, weitgehend unerforschte Insel „im Nebelmeer", den Seefahrern wiederum schwer, sich ihrer Küste zu nähern. Trotz einer blassen Sonne über Masten, Tops und Segeln braute das Meer unsichtigen Dunst, aus dem „um 3 Uhr nachmittags ein dicker Nebel entstand". Das Rauhwetter – wechselnde Winde, vereint mit Nebel –, das die Fregatte seit der neuerlichen Ausfahrt von Kamtschatka vor zehn Tagen kaum einmal verlassen hatte, dauerte die ganze Nacht hindurch. „Den folgenden Morgen zerteilte sich der Nebel. Ich wollte diesen Augenblick... benutzen, um das Land aufzusuchen, ehe noch der Sturm, den das Fallen des Barometers verkündigte, ausbrach. Unsere Geduld sollte indes aufs neue geprüft werden", schilderte Krusenstern die Schwierigkeiten beim Ansteuern der Insel. „Der Himmel umwölkte sich sogleich, es regnete heftig, und der Wind ward so stark, daß wir die Marssegel reffen mußten. Gegen Mittag wuchs er zu einem Sturm an. Am heftigsten wehte er um 5 Uhr abends. Er zerriß unser Marssegel, und wir blieben nur unter einem Fock- und den Sturmsegeln. Dieser Sturm, der in Nordost anfing... und in Nordwest endete, trieb uns 50 Meilen weit von der Küste."

Erst am nächsten Abend sichteten die Männer der „Nadeshda" das gesuchte Land: Kap Patience. Es zeigte sich ihnen in Südwest. Somit fanden sie sich bereits weiter nordwärts als achtzehn Jahre zuvor La Pérouse, der auf seinem Weg von China nach Kamtschatka hoch in den Tatarensund gesegelt war, die Südwest-, Süd- und Südostküste bis zu diesem Kap befahren hatte. Von hier aus – nach Norden und Nordwesten hin – war Sachalin für die Geographen eine Terra incognita. Die Karten gaben lediglich vermutete Küstenkonturen wieder, und in dicken Lettern stand daneben: UNERFORSCHT. Dies vor allem beflügelte Krusenstern, der sich auf seiner Weltumseglung der allerneuesten nautischen und wissenschaftlichen Instrumente wie Spiegelsextanten, Chronometer, Luftfeuchtigkeitsmesser, Tiefen-Tauchthermometer und dergleichen bediente, in seinem Forscherdrang.

Dunst und Regen, Wind und Sturm und immer wieder Nebel blieben die unentwegten Begleiter der Fregatte. Doch unbeirrt steuerte der Kommodore seinen Kurs: nach Norden, ins Unbekannte. Weit hinter der Küste kamen, tiefhängende Nebelbänke überragend, „mehrere Reihen größtenteils hoher Berge" in Sicht. „Die Ufer waren schroff und von weißer Farbe." Unweit davon, nach Nord-Nordwest, zeigte sich ein markantes Vorgebirge. Der Kommodore benannte es Kap Bellingshausen. Denn ihm, seinem „geschickten und kenntnisvollen" Fünften Offizier (dem späteren Entdecker von Antarktika), hatte Krusenstern während der gesamten Reise die verantwortungsvolle Kartenarbeit anvertraut... Die Fregatte überquerte den 50. Breitengrad. Niedriger Baumwuchs, spärliches Gesträuch grünten am Ufer. „An mehreren Stellen bemerkten wir Einschnitte, in denen sich kleine Bäche zu ergießen schienen und welche zur Ansiedlung und Bewohnung eine bequeme Lage versprachen, wurden aber nirgends auch nur die geringste Spur von menschlichen Wesen gewahr", notierte der Kommodore von dieser Küste, die er und die Männer seiner Expedition „unter den europäischen Seefahrern zuerst zu besuchen das Glück hatten..."

Rund ums Nordkap – zum Amur

Immer höher und höher hinauf nach Norden ging die Entdeckungsfahrt der Fregatte. „Walfische, Seelöwen und Seehunde zeigten sich an mehreren Stellen in der Nähe des Landes", beobachtete Krusenstern, beklagte wieder und wieder das neblige, regnerische und stürmische Wetter. Es hielt ihn vor einer flachen, dünenreichen und sandigen Küste nahezu zwei Wochen fest. Doch schließlich war auch diese, „durch ihre gefährliche Einförmigkeit uns schon zum Ekel gewordene Sandküste... aufs genaueste erforscht". Dabei wäre die „Nadeshda" beinahe auf einem ausgedehnten Riff gestrandet: „Plötzlich verringerte sich die Tiefe von 10 auf 8 Faden (1 Faden = 1,85 Meter), gleich darauf rief man 5, und beim nächsten Wurf 4 1/2 Faden von beiden Seiten. Das Schiff wurde sogleich nach Ost-Südost umgelegt... Diese Untiefe, die einzige, welche wir an dieser seichten Küste antrafen, hätte uns bei geringerer Aufmerksamkeit auf das Bleilot gefährlich werden können." Um nachkommende Seefahrer vor gleicher Bedrohung zu bewahren, ließ der Kommodore die sich über mehrere Meilen erstreckende Untiefe ausgiebig sondieren, bestimmte ihre Lage und gab einer Dünenspitze, die hier weit ins Meer vorragt, den Namen Kap der Untiefe. Im Kreuzkurs überquerte die „Nadeshda" den 54. Breitengrad. „Wir waren hier gleichsam in einen neuen Erdstrich versetzt", trug Krusenstern an diesem 8. August ins Bordtagebuch ein. „Die Ufer waren durchgängig schroff, und an mehreren Stellen bestanden sie aus kreideähnlichen Felsen." Schon nach wenigen Meilen änderte sich erneut das Bild. Die Fregatte segelte an einem Vorgebirge vorbei, das Krusenstern nach dem Vierten Offizier der „Nadeshda" Kap Löwenstern nannte, als das hochaufragende Ufer diesen Eindruck bot: „Nirgends wird man einige Spuren von Vegetation gewahr. Die ganze Küste, die in der englischen Seemannssprache eine eiserne Küste genannt würde, besteht durchgängig aus einer fast gleichen Masse von Granitfelsen von schwarzer Farbe mit weißen Flecken." Das gab dem kundigen Nautiker und Seefahrer die Gewißheit, daß sich die „Nadeshda" dem nördlichsten Ende der Insel näherte. „Dieses langersehnte Kap sahen wir endlich um 10 Uhr morgens in einer Entfernung von 25 Meilen", gab Krusenstern seiner Freude Ausdruck. Unvermittelt setzte heftiger Regen ein, der die Küste hinter Wasserschwaden und Nebeldunst verbarg, doch der Entdecker wußte sich nahe dem erträumten Ziel...

Enttäuscht hatte er seinerzeit im Mai auf hartnäckiges Drängen des Gesandten Resanow und wegen des Treibeises die Südostküste Sachalins verlassen, nachdem er zuvor auf Jesso (Hokkaido) sowie in der Aniwa-Bucht der Insel an Land gegangen war. Die Begegnung mit den dort lebenden Ureinwohnern – den Ainus („Menschen") – brachte ganz besonders den Naturforschern auf der „Nadeshda", Dr. Langsdorff und Dr. Tilesius, neue und aufschlußreiche Erkenntnisse. Krusenstern und der Gesandte sahen sich ihrerseits in der Überzeugung bestärkt, daß es für Rußland und seinen Herrscher dringend geboten schien, den Blick auf das an Fischgewässern und Waldbestand reiche Sachalin zu richten, wo sich – wie sie überrascht bemerkten – im Süden bereits die Japaner mit zwei waffengesicherten Faktoreien niederzulassen begannen.

Wieder unterwegs nach Sachalin bescherte Krusenstern sein Forscherdrang eine weitere, für die Seefahrt bedeutsame Entdeckung. Er fand die sechzehn Kilometer breite Passage zwischen den Kurilen-Inseln Matua und Raschua: die „Straße der Nadeshda". Das Entdeckerglück blieb ihm treu – fürs erste bis zum Nordkap von Sachalin...

„Mit einem starken Wind aus Südost und bei trübem, nebligem Wetter umgingen wir die Nordspitze von Sachalin. Um 3 1/2 Uhr nachmittags lag sie uns

im Süden“, setzte Krusenstern seine Bordbuchnotizen fort. Nachdem er erkannte, daß gleichzeitig zwei Vorgebirge „die Nordküste von Sachalin bilden“, bestimmte er ihre Lage, gab ihnen „die Namen Elisabeth und Maria: zwei Namen (Zarin Elisabeth; Maria – Mutter Alexanders I. – H. P.), die jedem Russen teuer sein müssen“, wobei er einräumte, daß er „gern lachendere Gegenden mit diesen Namen geziert“ hätte. Weil der Kommodore schon damals im Mai auch den südlichsten Landvorsprung Sachalins, das Kap Krilon, geographisch vermessen hatte, war es ihm als erstem möglich, dank der für das nördlichste Kap Elisabeth ermittelten Koordinaten die tatsächliche Länge der Insel zu errechnen, und zwar mit rund 850 Werst, etwa 905 Kilometern.

„Wir bemerkten jetzt eine starke Veränderung in der Farbe des Wassers. Es bekam eine schmutziggelbe Farbe, und Dr. Horner (Schweizer Astronom der Expedition – H. P.) fand es um 8 Gran leichter als dasjenige, was er den Tag vorher gewogen hatte. Dies konnte nur von der Mündung des Amurs herrühren...“, befand der Kommodore.

Im wechselnden Annähern zur Küste und Entfernen von ihr durchkreuzte der Dreimaster die Nordwestbucht Sachalins. Denn der Entdecker war entschlossen, der Insel noch weitere ihrer Geheimnisse zu entlocken...

Das Rätsel im Tatarensund

„Bei Tagesanbruch, den 13. August, setzte ich alle Segel und steuerte zuerst Südost. Um 8 Uhr änderte ich den Kurs nach Südwest“, notierte der Kommodore am Mittag dieses Tages. Erstmals, so wußte Krusenstern, unternahm ein Seefahrer den Versuch, vom Norden her die Amurmündung zu erreichen (ähnliche Unternehmen durch La Pérouse sowie Broughton aus der Südrichtung waren vordem fehlgeschlagen). Das Hauptproblem, das Entdecker und Geographen seinerzeit beschäftigte, war die ungelöste Frage, ob Sachalin eine Insel oder eine Halbinsel ist. „Da aus La Pérouses Journal einige Zweifel gegen die Existenz eines Kanals zwischen Sachalin und der Tartarei (einstiger Sammelname für alle Gebiete des russischen Reiches – H. P.) hergeleitet werden konnten, so gehörte es zu einem meiner Lieblingspläne, eine völlige Gewißheit darüber zu erlangen“, gab der Kommodore kund. Allerdings gebot ihm eine ausdrückliche Order, die er vor der Ausfahrt von Kamtschatka erhalten hatte, sich „auf keinen Fall demjenigen Teil der Tartarei zu nähern, welcher unter chinesischer Botmäßigkeit steht“. Denn man befürchtete, solche Erkundung könnte die Gefahr heraufbeschwören, „daß der für Rußland so vorteilhafte Handel in Kiachta (im damals einzigen Umschlagplatz im russisch-chinesischen Handel – H. P.) gehemmt wird“.

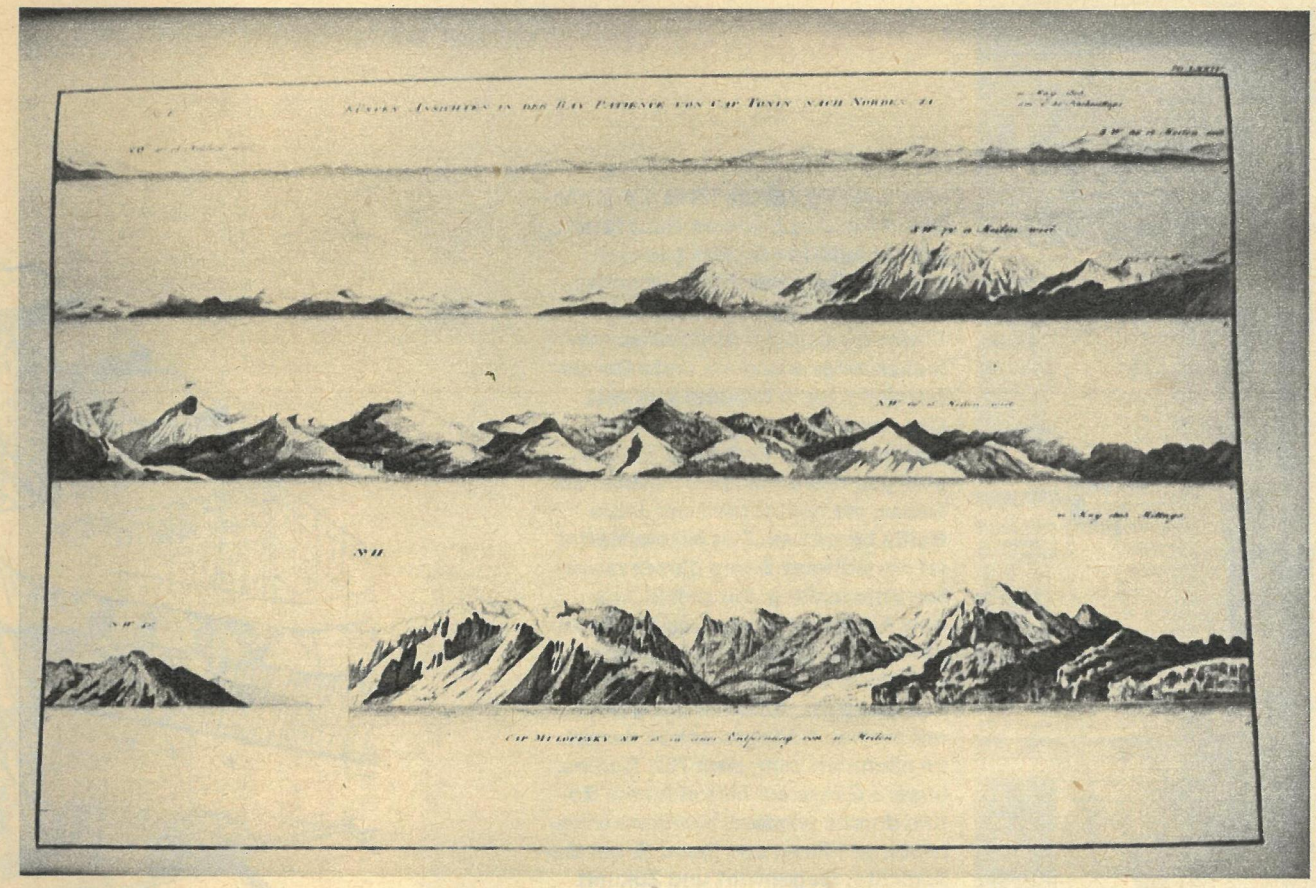
Dessenungeachtet wagte der Kommodore die schwierige Navigation: „Um 11 Uhr sahen wir von Südwest-zu-West nach Westen hohes gebirgiges Land, welches wir bis dahin des Nebels wegen, in den es eingehüllt war, nicht hatten sehen können. Dieses mußte die Küste der Tartarei sein. Zwischen der äußersten Spitze dieser gebirgigen Küste... und der Küste von Sachalin zeigte sich eine Öffnung von höchstens 5 Meilen. Hier schien endlich der Kanal zu sein, der zur Mündung des Amurs führt, und auf diesen nahm ich jetzt direkt meinen Kurs...“ Aber schon bald stellte sich dem Entdecker – wie ehedem seinen Vorgängern La Pérouse und Broughton – ein gleiches Hindernis entgegen: das rasche Verflachen des Seegrunds, was jedes Weiterkommen verhinderte. „Weil sich dies nicht mit einem Schiff, welches 16 1/2 Fuß (1 Fuß = 30,5 Zentimeter) tief ging, tun ließ, so mußte zu dieser Expedition die Barkasse gebraucht werden“, begründete der Kommodore die Entscheidung, worin er ebenfalls seinen Vorgängern folgte.

Stunde um Stunde verging. Der Kommodore begann unruhig zu werden. Ein Schuß aus der Kanone befahl dem Erkundungstrupp die Rückkehr. Noch vorm Abend tauchten die Segel der Barkasse am Horizont auf. „Leutnant Romberg berichtete mir, daß der heftige Strom aus Süden ihm diese Fahrt sehr schwer gemacht habe... Er brachte einen Eimer Wasser mit, welches er in der Mitte des Kanals... geschöpft hatte. Es hatte einen vollkommen süßen Geschmack und war nur ein Gran schwerer als unser Trinkwasser aus Peter-Pauls-Hafen... Ich hatte Ursache zu glauben, daß hier in der Nähe, vielleicht nicht weit von dem Vorgebirge der tatarischen Küste, der Ausfluß des Amurs sein müsse“, resümierte der Entdecker.

Die „Nadeshda“ setzte Segel, steuerte wieder nordwärts ins Ochotskische Meer. Das Rätsel, ob Sachalin durch eine Meerenge vom Festland getrennt oder durch eine Landzunge mit ihm verbunden ist, mußte weiter ungeklärt bleiben. Der starke Ausstrom des Amurs nach Norden – bekräftigt durch La Pérouses Hinweis, daß er im Süden keinerlei Versüßung des Salzwassers festgestellt hatte – ließen den Kommodore gewiß sein, „daß im Süden vom Amur keine Durchfahrt zwischen der tatarischen Küste und Sachalin sein kann“. Obwohl er darin „mit dem größten Teil der an Bord befindlichen Personen... übereinstimmte“, meinte er, daß „dennoch auch jetzt eine solche Untersuchung keineswegs unnütz“ wäre, „da noch immer eine Strecke von 80 bis 100 Meilen unerforscht bleibt“. Als Ausgangspunkt für „diese Untersuchung, die für Rußland von politischer und für die Geographie von wissenschaftlicher Wichtigkeit sein muß“, schlug Krusenstern den Hafen Udinsk vor, von wo aus – nach seiner Überzeugung – das Unternehmen „mit dem gewissensten Erfolg und ohne einige Gefahr veranstaltet werden“ konnte, „wenn man dazu einen unternehmenden und zugleich vorsichtigen, in der nautischen Astronomie geschickten Offizier wählte“. Bevor der Dreimaster die Küste Sachalins hinter sich ließ, ging Krusenstern – in einer kleinen Ansiedlung am Nordwestufer – erneut für wenige Stunden an Land, von den Bewohnern freundlich, wenn auch zurückhaltend, aufgenommen. „Diese sind unstreitig Tataren, welche von den Gegenden des Amurs... zu dem eigentümlichen Land der Ainus gefunden haben“, meinte er, tauschte mit ihnen Geschenke, bemerkte, daß ihre Kleidung „aus einer Parka von Hundsfellen oder aus einem Kleid von Fischgedärmen... bestand“ und daß die Zuwanderer offenkundig allein vom Fischfang lebten. Bald kehrten er und seine Männer an Bord zurück. Die „Nadeshda“ ging unter Segel und nahm Kurs nach Kamtschatka...

★

Blieb es dem Kommodore auch versagt, seine Entdeckungen an der Ost-, Nord- und Nordwestküste Sachalins bis ins letzte auszudehnen, so wies er doch Nachkommenden den Weg: Vierundvierzig Jahre später, 1849 – ein Jahr nach Krusensterns Tod – durchfuhr der russische Kapitän Newelskoi, ausgehend von Rußlands fernöstlicher Küste, die acht Kilometer schmale Meerenge (Newelskoistraße), die Sachalin von der Kontinentküste trennt, umsegelte die Insel, vervollständigte und vollendete die Erkundungen der Erstentdecker. Und bis heute bewahren Kartenwerke – durch Krusensterns Erstbenennungen sowie nachfolgende würdigende Benennungen – die Erinnerung an die Entdeckungsreise der „Nadeshda“ und die nautisch-geographischen Leistungen des Kommodore, des späteren Admirals Krusenstern.



Silhouette der Ostküste Sachalins – beim heutigen Kap Terpenija. Die charakteristischen Merkmale der Küstenumrisse, gezeichnet vom zweiten Naturforscher der Krusenstern-Expedition Dr. Tilesius, dienten als sogenannte Ansteuerungsmarken nachfolgenden Seefahrern zur Orientierung.

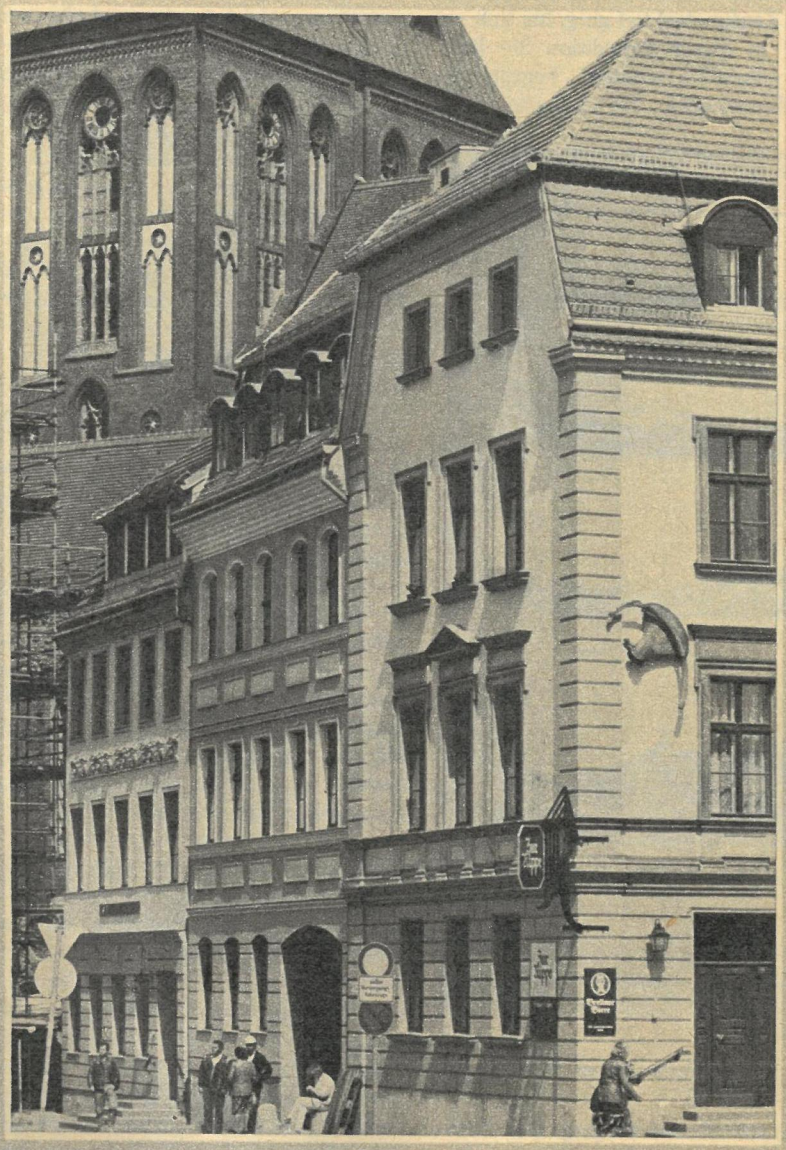
Im nächsten Heft:

Order für Kanton: Pelze gegen Tee

Reproduktionen: Deutsche Staatsbibliothek/Kartenabteilungen; Berliner Stadtbibliothek

Rund um die Nik

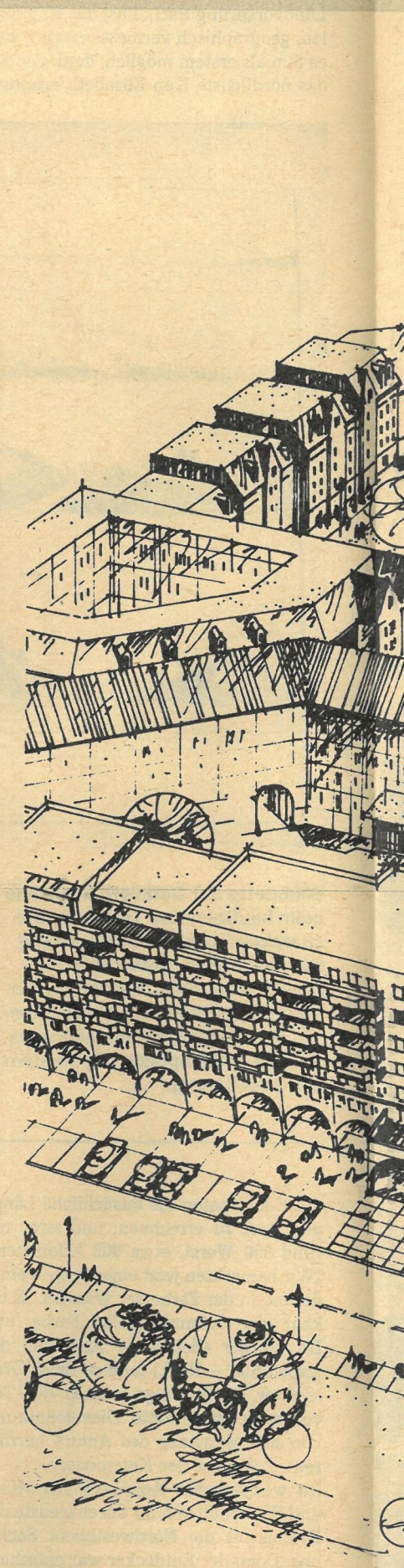
Eine Beitragsfolge von Prof. Dr.



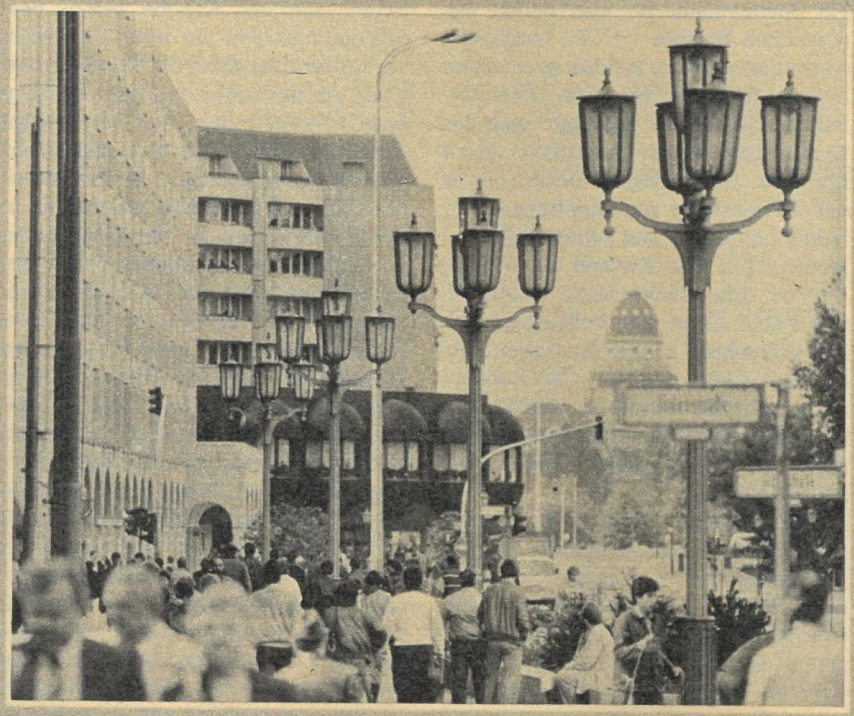
Heute und morgen in unserer Stadt (1)

Seit zwanzig Jahren führe ich Berlin-Besucher durch unsere Hauptstadt. Ich bin inmitten Berlins geboren, habe die Bombennächte überlebt, unter Ruinen gewohnt, später Steine geklopft. Enttrümmerungsfacharbeiter stand als erste Berufsbezeichnung in meinem Ausweis. Das vor Augen, begreift man die Größe des Geschaffenen. Das bestätigen uns auch immer wieder die Gäste, die im Abstand der Jahre Berlin besuchen. Das Nikolaiviertel ist ein weiterer Beleg dieser rasanten Entwicklung. Mir gefällt, wie dort Altes und Neues und Wiedererstandenes miteinander harmonieren. Noch ist das Viertel zum großen Teil Bauplatz. Aber ich freue mich mit meinen Kollegen schon darauf, im nächsten Jahr, dem 750. Berlins, unsere Gäste auf historischem Boden durchs wiedererstandene Nikolaiviertel führen und ihnen dabei Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Hauptstadt unserer Republik nahebringen zu können.

Hermann Zech,
Referent bei Berlin-Information

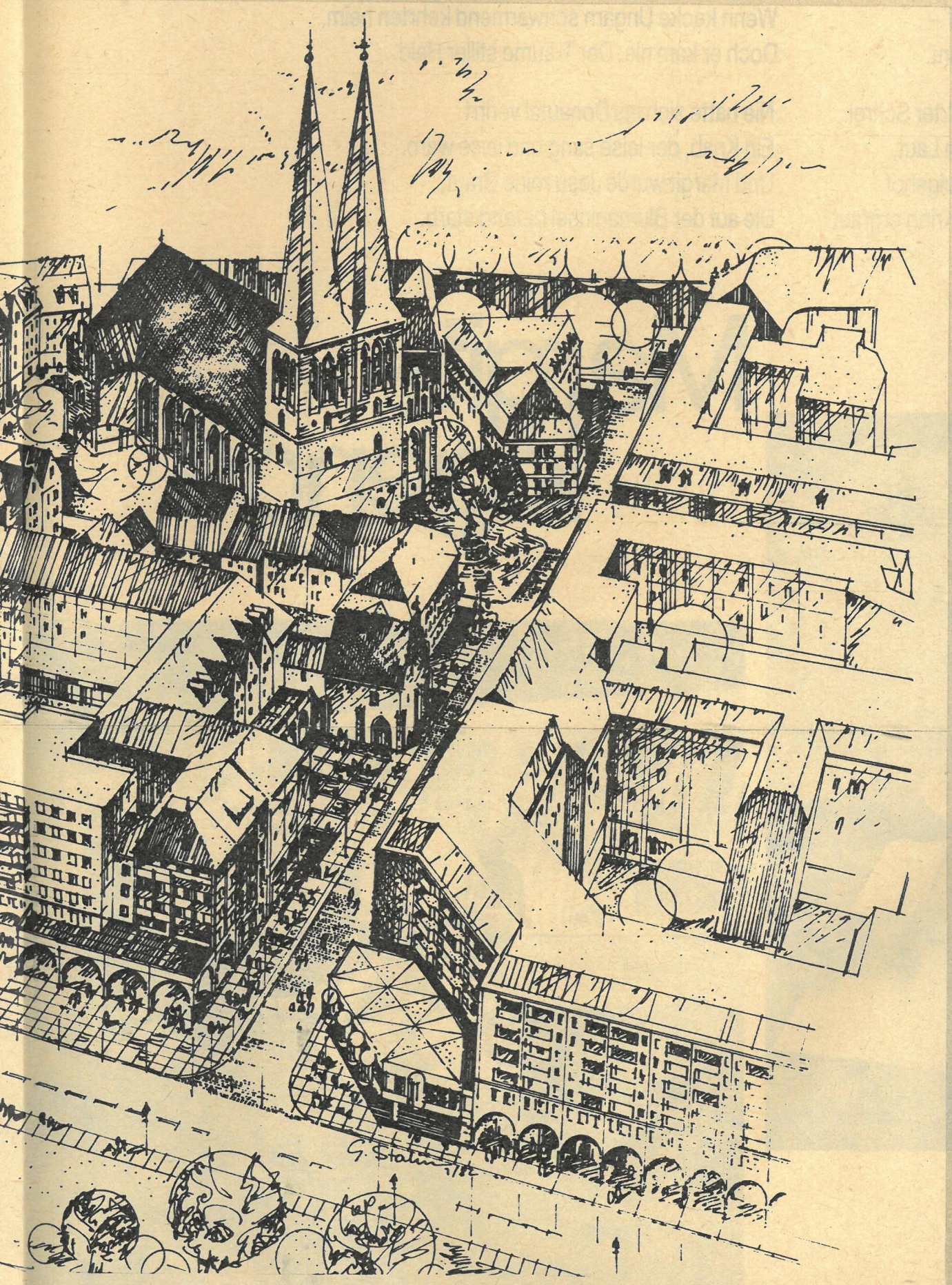


Von Einwohnern und Besuchern unserer Hauptstadt seit mehreren Jahren mit wachsender Neugier verfolgt, vollziehen sich zwischen Spandauer Straße und Spree, zwischen Mühlendamm und dem im April dieses Jahres eingeweihten Marx-Engels-Forum in Berlin umfangreiche Bauarbeiten. Dort, wo sich im 13. Jahrhundert einmal „die Wiege Berlins“ befand, wird bis 1987, dem 750. Jahrestag der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt, der historische Stadtkern wieder aufgebaut. Dem gingen gründliche stadtgeschichtliche und bauhistorische Untersuchungen und ein städtebaulich-architektonischer Wettbewerb voraus. In Übereinstimmung mit den denkmalpflegerischen Zielen für dieses Gebiet fand man eine Lösung, bei der sich die Rekonstruktion entscheidender, das Stadtbild prägender Bauten harmonisch ver-



kolaikirche Berlin

. Dr. Werner Rietdorf, Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR



bindet mit neuen Wohnensembles und großstädtischen gesellschaftlichen Bereichen für Einkauf, Gastronomie und Kultur.

Seitdem 1984 der erste Baublock zwischen Poststraße und Spree übergeben wurde, sind rund um die wiederhergestellte Nikolaikirche mehr als 500 Wohnungen bezogen, ein großer Teil davon in den industriell errichteten Neubauten am Marx-Engels-Forum (Foto links unten), an der Spandauer Straße sowie in den nahezu originalgetreu rekonstruierten Bürgerhäusern am Nikolaikirchplatz. Zahlreiche vorwiegend kleinere, bequeme Verkaufseinrichtungen in der Erdgeschoßzone haben ebenso wie die originellen gastronomischen Einrichtungen bereits viele Freunde gefunden (Foto links oben: Gaststätte „Zur Rippe“ und Kaffeestube am Zugang zum Nikolaikirchplatz).

Das Projektantenkollektiv des BMK Ingenieurhochbau Berlin unter Leitung des Komplexarchitekten Dr.-Ing. Günter Stahn verwandte viel Sorgfalt und Mühe auf eine abwechslungsreiche Baugestaltung der Häuser in diesem Gebiet. Hohe künstlerische Maßstäbe gingen dabei von den detailreich gestalteten historischen Bauten aus, die hier wieder in alter Schönheit aufgebaut oder rekonstruiert werden: dem prächtigen Ephraimpalais an der Ecke Mühlendamm/Poststraße, das im Volksmund lange Zeit als „die schönste Ecke von Berlin“ galt, dem Knoblauchhaus, das heute das älteste erhaltene Wohnhaus in diesem Gebiet ist und aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt, und der zierlichen zweigeschossigen Gerichtslaube an der Poststraße, die in ihren baulichen Anfängen bis in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückreicht. -

Unverwechselbare Werke der bildenden Kunst runden das in seinem Fluidum künftig einmalige Ensemble ab. Und auch hier verbinden sich wie bei den Bauten historische Werke wie die Drachentöterplastik von Kiss harmonisch mit Brunnenschöpfungen, Freiplastiken, Reliefs und Werbeauslegern von bildenden Künstlern unserer Zeit.

Zeichnung: Dr.-Ing. Günter Stahn, BMK Ingenieurhochbau Berlin; Fotos: Detlev Steinberg

Margit-legende

Endre Ady 1877–1919

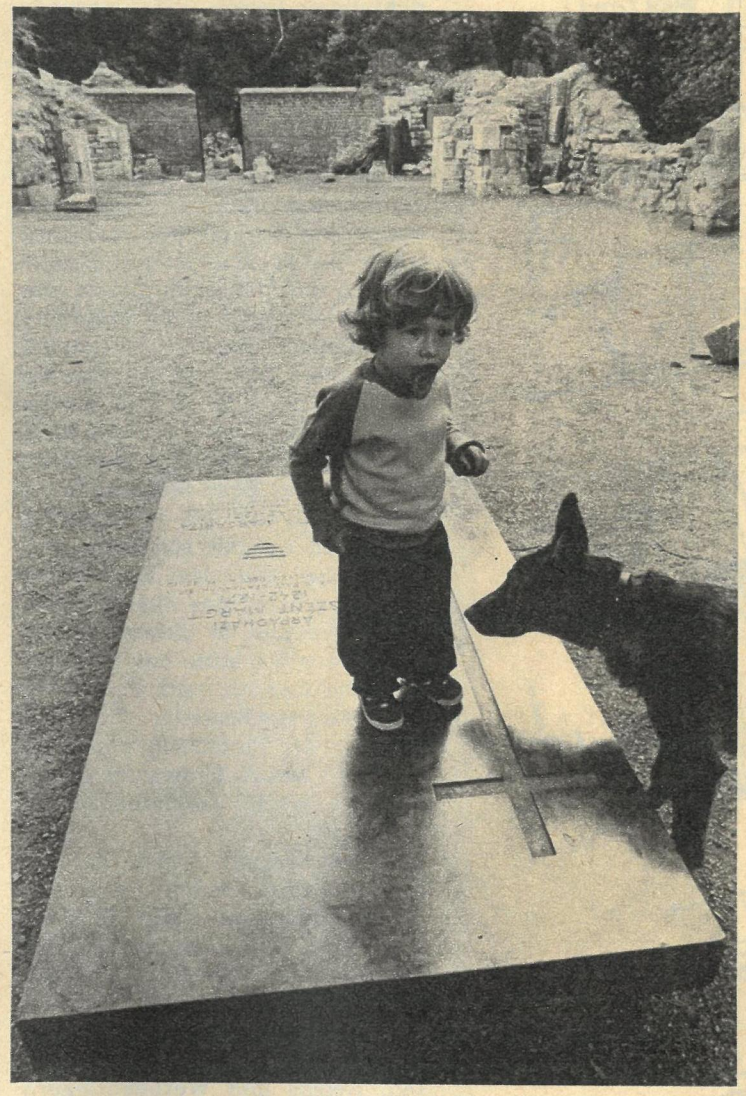
Hört, was geheim die Blumeninsel mir
In einer blauen Märchennacht gestand:
Margit, die weiße, königliche Maid –
Ihr Vater hat ins Kloster sie gebannt.

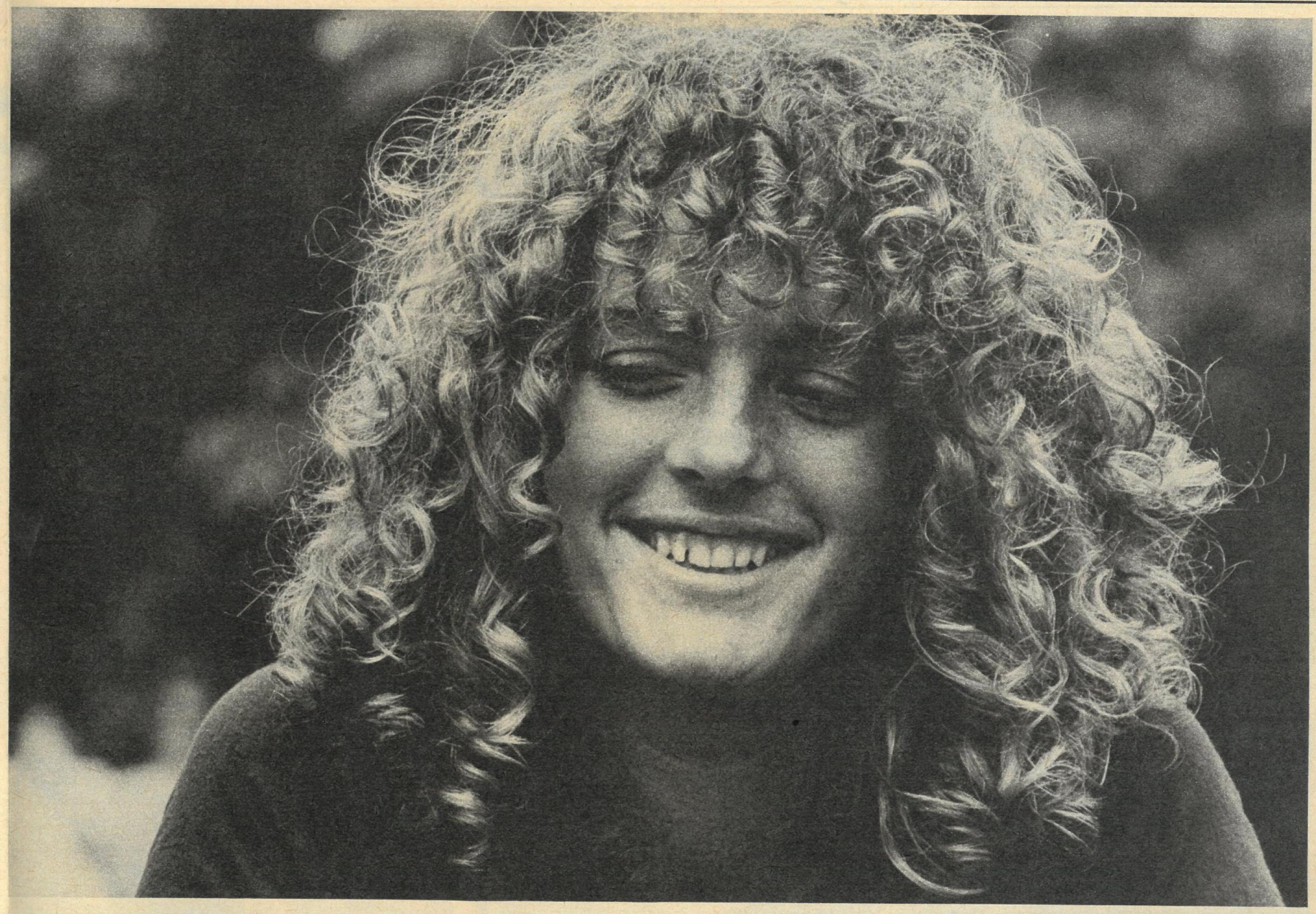
Ein Traum-Kind war sie: ein erstickter Schrei.
Sank hin betäubt von einem rohen Laut,
Und lärmend dröhnte wild der Königshof
Von Männern, struppig, wüst, im Krieg ergraut.

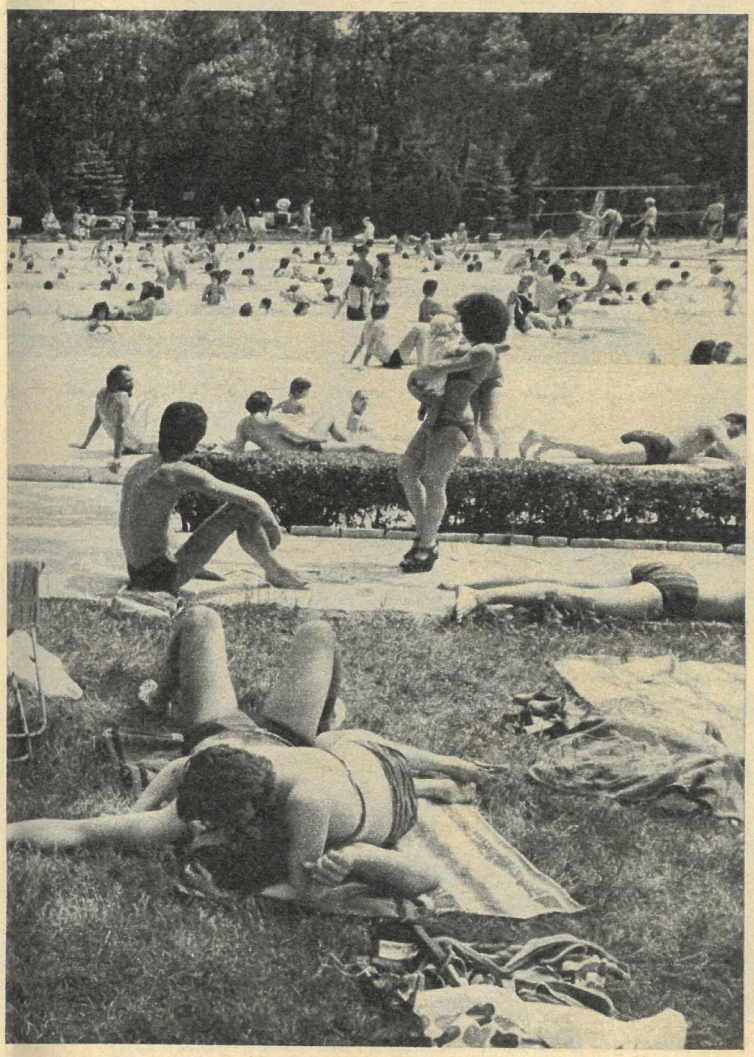
Von Westen her ersehnte lang sie wen –
Kein bärtig, klotziger Gebieter, nur
Ein sanfter Knab, ein Sänger sollt es sein,
Mit Tränen, Fraun vertraut: ein Troubadour.

Lang harrte sie, ihr Herz erlahmte schier,
Oft hat die Burg von Roßgestampf gegellt,
Wenn kecke Ungarn schwärmend kehrten heim,
Doch er kam nie: Der Träume stiller Held.

Nie hatte sich ins Donautal verirrt
Ein Knab, der leise sang und leise warb.
Und Margit wurde Jesu reine Braut,
Die auf der Blumeninsel betend starb.



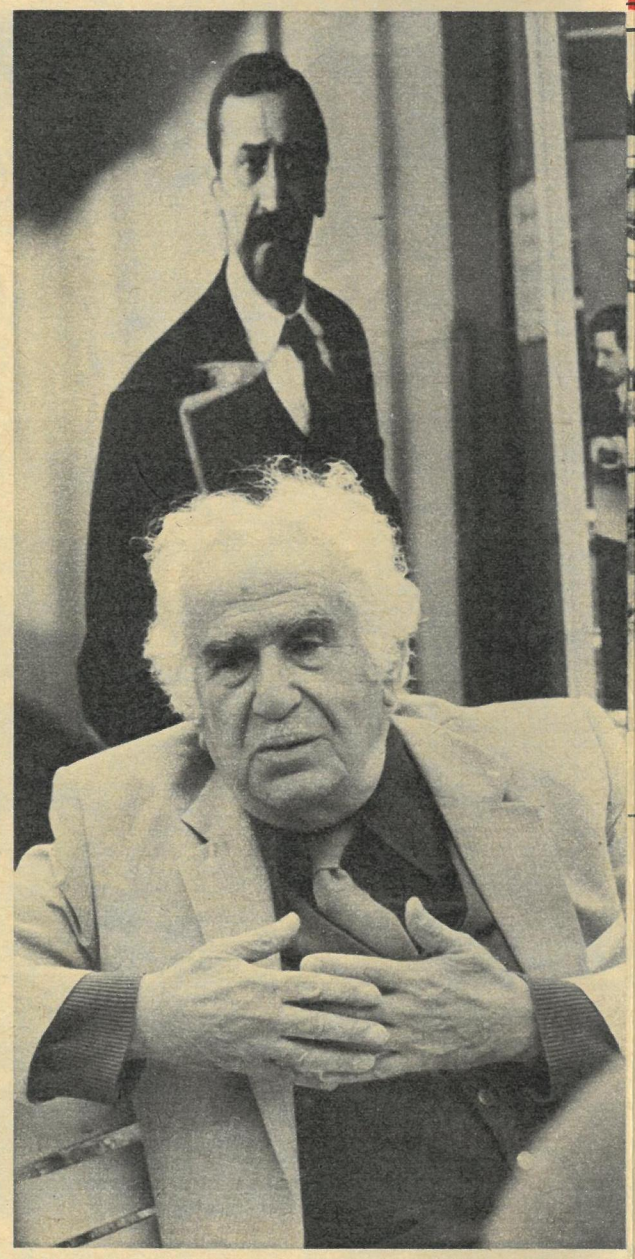




Längst sind die Seufzer verklungen. Von der heiligen Margit künden noch die Grabplatte in der Klosterruine und – ein Hauch von Romantik. Peter Leske fotografierte auf Budapests Margareteninsel.

☆ Film in Karlovy Vary

Star von Karlovy Vary – Guilietta Masina während einer Autogrammstunde vor dem „Thermal"



Senior Alexander Sarchi zeigte „Tschitscherin"

Goethe machte sich einst über Karlsbad seinen eigenen Vers: „Was ich dort gelebt, genossen, welche Freude, welche Kenntnis, wär ein allzulang Geständnis! Mög es jeden so erfreuen, die Erfahrenen wie die Neuen!"

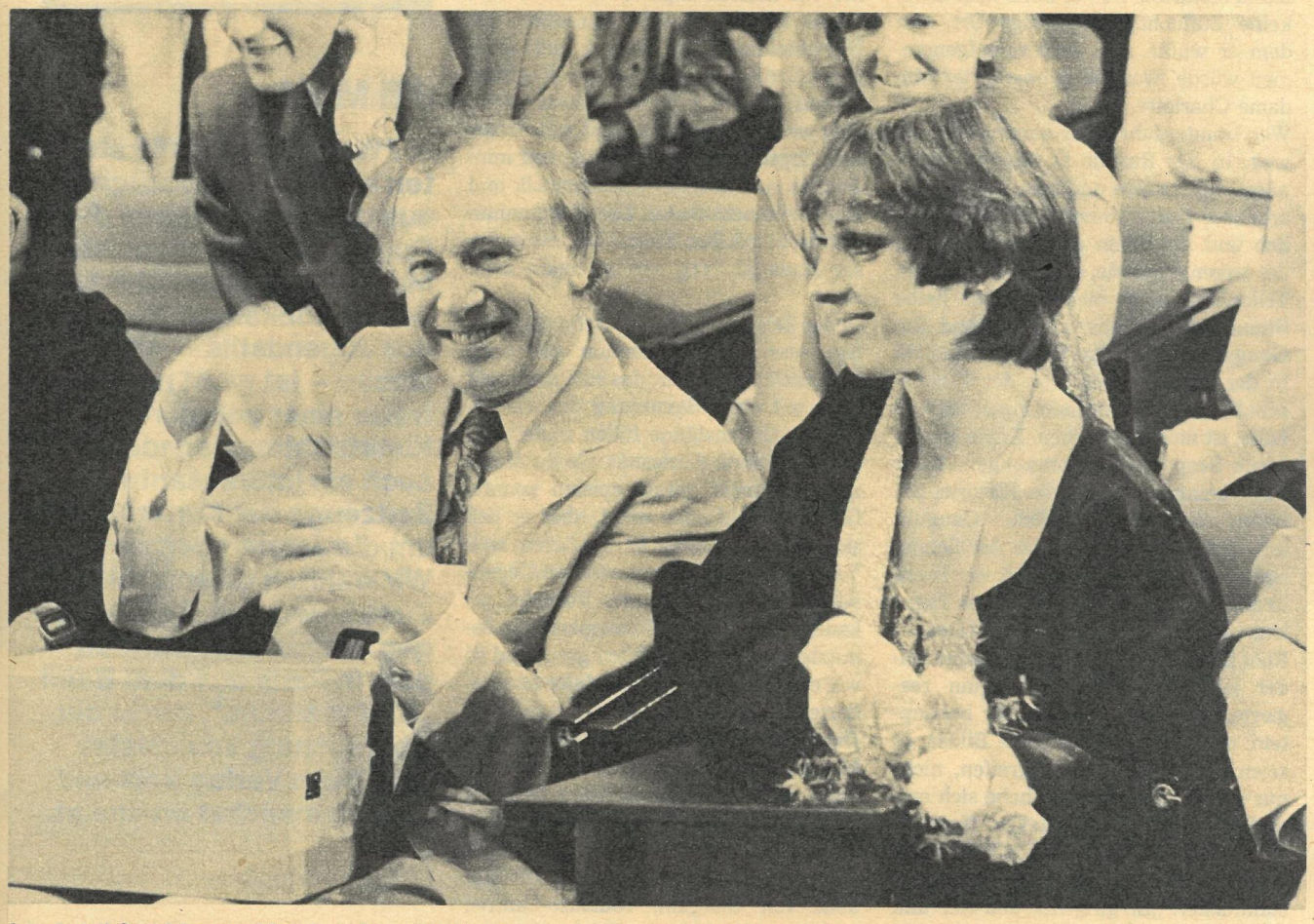
Die also waren denn aus allen Teilen der Welt auch in diesem Jahr angereist zum Festival des Films, dem Böhmens berühmtestes Bad zum 25. Mal nicht nur seine malerische Landschaftskulisse lieh, sondern auch sein modernes Kurhotel „Thermal". Wo es Filme zu sehen gab von morgens bis Mitternacht, und jeden Tag die Qual der Wahl plus ein bißchen Angst, vielleicht Überraschungen zu verpassen...

„Eine gute Frau". Und ein noch besserer Film über das tragische Schicksal einer schönen Achtzehnjährigen. Weil es die Tradition ihres Landes will, wird sie mit einem sechsjährigen Knaben verheiratet, am Ende zermahlen zwischen Pflicht und Sehnsucht nach Liebe. Dieses erschütternde Zeitgemälde aus dem vorrevolutionären China der vierziger Jahre kam aus dem China von heute und errang einen Hauptpreis. Spitzenreiter–Außenseiter Australien bekam den begehrten Kristallglobus für die Erinnerung an authentisches Geschehen. Ehemalige Soldaten, die im Vietnamkrieg eingesetzt waren, gehen „Die Straße des Todes", müssen sterben an den damals dort versprühten chemischen Kampfstoffen. Schnell wechseln die Bilder hier. Margarethe von Trotta, schlichtes, schwarzes Kostüm, dazu rote Schuhe. Eine erfolgreiche Schauspielerin, die als Filmautorin und politisch engagierte, künstlerisch eigenwillige Regisseurin in der BRD für Aufsehen sorgt und als erste einen Spielfilm über Rosa Luxemburg machte. Keine geschichtliche Analyse. Vielmehr sei es ihr Porträt einer wunderbaren zarten starken Frau von außergewöhnlicher Faszination und politischem Format, eine marxistische Revolutionärin, die für eine Welt ohne Krieg kämpfte und die uns heute viel zu sagen hat. So die Regisseurin zum Film, der vor allem ihren Landsleuten endlich ein wahrhaftiges Bild Rosa Luxemburgs erschließen sollte und der hier mit

Margarethe von Trotta aus der BRD kam mit ihrem Film „Rosa Luxemburg"

Mög es jeden so erfreuen

Jana Krausová-Pehrová aus Prag spielte Hilde, das deutsche Dienstmädchen



Innokenti Smoktunowski neben Jana Rihaková

dem Preis „Für Frieden und Sozialismus“ gewürdigt wurde.

Auf Schritt und Tritt von Fotoreportern umringt, die schöne, zierliche Guilietta Masina, Weltstar seit ihrer Gelsomina, der großäugigen Clownfrau in „La Strada“. Mit dem neuesten Film ihres Mannes Federico Fellini kam sie her, Partnerin von Marcello Mastroianni in „Ginger und Fred“. Wir erlebten eine bezaubernde Großmutter, auf der Leinwand wie in Wirklichkeit… Die Masina, die Regenbogen für ein gutes Omen und 13 für ihre Glückszahl hält, diese Masina ist eine kluge Frau mit großem Gefühl für Verantwortung, Italiens Vertreterin in der UNICEF und an der Hilfe für hungernde Kinder in der Welt beteiligt. Von all ihren Wünschen nannte sie auch den wichtigsten – sie möchte im Frieden leben und arbeiten können.

Einer der Großen, der viele Jahre zum Glanz des Festivals und des Films beigetragen hat, fehlte allen, Sergej Gerassimow, den ich 1984 vor der Premiere seines „Lew Tolstoi“ in Karlovy Vary interviewt hatte. Jetzt stand auf der Bühne sein Bild, ein Sessel mit roten und weißen Nelken. Zu ehrendem Gedenken an den Regisseur und Schauspieler die feierliche Filmstunde „Hommage de S. A. Gerassimow – 21. 6. 1905–28. 11. 1985“. Freunde waren gekommen, Kollegen aus aller Welt, sowjetische Kurgäste und Künstler. Der kleine, weißhaarige Regie-Altmeister Alexander Sarchi, die schlanke, elegante große Dame des Dokfilms, Djemma Firssowa, der Schauspieler Innokenti Smoktunowski und Renita Grigorjewa, einst Schülerin und Vertraute Gerassimows. Sie wird gemeinsam mit Valentin Rasputin einen Film über die Lebensstationen ihres Lehrmeisters drehen, auch in Potsdam und Berlin.

Die tägliche Autogrammstunde gehörte zum Festival. Ich traf „Hilde, das Dienstmädchen“ – Jana Krausová-Pehrová, die junge Prager Schauspielerin, die im DDR-Film ihre erste Hauptrolle meistern mußte. Was nicht ohne Schwierigkeiten ging, bekannte sie, und daß ihr ohne einfühlsame Hilfe von Autor Günther Rückert die Figur dieser deutschen Hilde und die Zeit von 1938 weniger nahe gekommen wären. Ihre Offenheit war nicht gespielt, das fand ich sympathisch.

Und wie einst Goethe über Karlsbad, machen wir uns am Ende unseren eigenen Vers auf dieses Marathon des Films: Nicht immer war es ein Vergnügen, doch war es allzeit interessant…

Ursula Weil (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Zu Beginn des Jahres 1891 tauchte bei Madame Charlotte ein weiterer Gast auf. „Er setzte sich an unseren Tisch, zwischen Ślewiński und mich", erzählte Vater. „Ein klobiger Bretone, gekleidet in etwas, was einer Volkstracht ähnelte. Auf dem Kopf hatte er eine Astrachanmütze und über den Schultern einen weiten Mantel mit Zierspangen. Madame Charlotte stellte ihn als Seemann vor, der auch male. Monsieur Gauguin. Wir freundeten uns an, und er machte uns dann mit einem kleinen, buckligen Holländer namens de Haan bekannt, der sich uns in einer allen verständlichen Sprache vorstellte – mit zwei hübschen Stilleben. Fortan kam Gauguin täglich. Er war ein hervorragender Erzähler und übertönte mit seiner kräftigen Stimme alle übrigen. Wir hörten ihm gern zu, weil er mit großem Verständnis über Kunst sprach. Er legte uns sein Verhältnis zur Natur dar, schilderte die Schönheit der Inseln des Stillen Ozeans und den Typ der dort lebenden Eingeborenen. Er hatte auch einige seiner Zeichnungen und Bilder mitgebracht, lauter bemerkenswerte Sachen, sowohl in der Zeichnung als auch in der Farbe."

Gauguin war aus der Bretagne nach Paris gekommen, um Geld für seine erste Reise nach Tahiti aufzutreiben, und de Haan, sein buckliger Bewunderer, war ihm aus Le Pouldu gefolgt. De Haan stammte aus einer reichen Familie – sein Bruder besaß in Amsterdam eine Keksfabrik –, zahlte bereitwillig die Zeche, und Gauguin hatte vor, ihn mit nach Tahiti zu nehmen, in der Hoffnung, er werde die Reisekosten für beide aufbringen. Aber de Haans Familie begann die Geldzufuhr einzuschränken, und außerdem kriegten sie sich in Le Pouldu wegen der Tochter des Hoteliers Henry in die Haare. Gauguin kränkte es, daß sie ihm den buckligen, unansehnlichen de Haan nur deshalb vorzog, weil er ledig war.

Gauguin war im Jahre 1891 schon dreiundvierzig, aber abgesehen von dem kleinen Kreis seiner Malerfreunde war er entweder unbekannt oder Gegenstand empörten Spotts. Kaum hatte das Publikum begonnen, sich mit dem Impressionismus abzufinden, war er mit seinen überraschenden Farben und der bizarren Komposition gekommen, um wieder die Galle der Betrachter in Wallung zu bringen. Nicht einmal Maler wie Renoir erkannten ihn an. Er war allein, und soweit er auf die jüngeren Maler Einfluß hatte, übte er ihn mehr im Bereich der Kunsttheorie als in der Praxis aus. „Er behauptete von sich, er sei ein Primitiver, er wolle die Kunst primitiver Menschen machen. Mich erwarteten andere Aufgaben", sagte Vater einmal, bei dem der Zweck eines Bildes über die Wahl der Mittel entschied. Dieser Zweck – oder die Aufgabe, wie er es nannte – hatte nichts gemein mit den bretonischen Dörflern oder dem Volk von Tahiti. Vaters ganzes Denken war auf die Heimat und ihre Tradition gerichtet, in der er fortfahren wollte. Da konnte ihm Gauguin nicht nütze sein. Worin er mit ihm übereinstimmte, das waren die technischen Elemente. Er glaubte an die Komposition, an die symbolische Bedeutung der Farben und an die feste Linie. Vater schätzte in Gauguin viel mehr den Denker als den Maler. Ich kann mir vorstellen, welche Vorbehalte er seinen Zeichnungen und Kompositionen gegenüber hatte. Dennoch spürte er in ihm das Genie, und es bedrückte ihn, mit welchem Unverständnis die Öffentlichkeit seine Bilder aufnahm. Selbst später glaubte er nicht, daß ihn die Leute verstanden, auch wenn sie bereit waren, schwindelerregende Summen für seine Sachen zu bezahlen.

Gauguin der Künstler war in seinen Augen etwas anderes als Gauguin der Mensch, der für seinen Geschmack zu sehr lärmte, trank und Exzesse beging. „Das waren alles Wilde", erwiderte er ablehnend, damit auch van Gogh meinend, als ich einmal von ihm etwas Näheres über ihre Beziehungen erfahren wollte. Ein Künstler hat nicht das Recht, seine Kräfte zu verschwenden, das war seine Überzeugung. Der Mensch sei nicht zum Vergnügen auf der Welt, und jede Untreue der Aufgabe gegenüber räche sich.

Im Februar 1891 veranstaltete Gauguin den Verkauf seiner besten dreißig Bilder, um das Geld für eine Reise zum Stillen Ozean zusammenzukriegen. Für seine damaligen Verhältnisse war das Ergebnis gut. Er bekam 9860 Francs, davon blieben ihm nach Abrechnung der Auslagen 7000, und er fuhr, nur von einigen Freunden verabschiedet, von dem düsteren Lyoner Bahnhof ab auf die Inseln, wo er hoffte, nicht nur Ruhe und das Glück zu finden, sondern auch Ruhm. Als er nach zwei Jahren, am 24. August 1893, zurückkehrte, war er schlimmer dran als vorher. Selbst die Handvoll Freunde, die ihn verabschiedet hatten, waren nicht mehr da, niemand erwartete ihn, er hatte kein Geld, keine Zuflucht. Der einzige Ort, von dem er wußte, daß er dort aufgenommen würde, war die crémerie der Madame Charlotte.

Wer konnte, fuhr im Sommer aus Paris weg. In der Rue de la Grande Chaumière war es öde und leer, nur Mucha arbeitete seine vierzehn Stunden täglich und saß allein an einem Tisch in der leeren crémerie, die Uhr neben dem Teller, um nicht mehr als eine halbe Stunde zu verbringen. Dort fand ihn Gauguin: das einzige bekannte Gesicht in der ganzen Stadt. Von der Freundschaft, die sich zwischen ihnen entwikkelte, ist nichts geblieben. Keine Briefe, keine Gesprächsaufzeichnungen. Vater hatte keinen Sinn für die Historie. Sie trafen sich fast täglich. Gauguin schwärmte nostalgisch von der Schönheit und ärgerte sich, daß er Tahiti überhaupt verlassen hatte. Eines Tages kam er mit einem Problem: Durand-Ruel hatte sich bereit erklärt, seine Bilder auszustellen, aber Gauguin reagierte mit zornigem Trotz. Er behauptete, niemand verstehe seine Bilder, es seien Dinge, die man begreifen, nicht nur sehen müsse, und er habe sich entschlossen, nichts auszustellen. Nach einem weiteren Gespräch mit Durand-Ruel waren seine Einwände schon verständlicher. „Er ging hin und her und geriet immer mehr in ratlose Erregung: ‚Ich müßte alles übermalen. So kann ich es nicht unter die Leute lassen!' Er dachte eine Weile nach. ‚Auch wenn ich wollte, ich kann nichts tun. Ich hab kein Atelier.' – ‚Macht nichts', sagte ich. ‚In meinem ist Platz genug, wir lassen alles zu mir tragen, und die Sorgen sind behoben.'

Wir ließen also alle Bilder zu mir schaffen, und von diesem Tage an arbeiteten wir jeder in einer anderen Ecke. Gauguin war ganz und gar nicht zufrieden. Ich sah und hörte, was für Schwierigkeiten er damit hatte. Einmal packte ihn die Wut, er warf das Bild von der Staffelei und rief: ‚Wenn ich doch wenigstens zeichnen könnte!'

Ich war darüber selber ganz aufgeregt, weil ich wußte, was er wollte, und weil ich seine künstlerische Ehrlichkeit kannte. Und ich wußte auch, was der Veranstalter der Ausstellung wollte – Geld. Und was das Publikum möchte. Zur Ausstellung kam es schließlich, aber niemand hatte davon Gewinn. Erst später wurden seine unverstandenen Werke Gegenstand von Spekulationen. Auch Madame Charlotte besaß einige Bilder, ein besonders schönes, aber einem Uneingeweihten unzugängliches darunter. Die Ärmste verstand es ja auch nicht."

Kann sein, daß sie es nicht verstand, aber sie borgte Gauguin das Geld für die ersten Wochen in Paris, für das er sich in Nummer 8 derselben Straße ein kleines Zimmer mietete. Zu jener Zeit wohnte auch Vater nicht mehr in Nummer 13, wo die crémerie war, sondern gegenüber in Nummer 8, wo sich dann Gauguin vorübergehend einquartierte. Vater gewann immer mehr den Ruf eines guten Illustrators, er hatte sich aus dem ärgsten Mangel herausgearbeitet, und so kaufte er sich für das neue Atelier ein Einrichtungsstück, das er sich schon lange sehnlich wünschte; ein Harmonium. Groß, dunkel, mit schönem Klang und einer Menge Register. Darauf spielen konnte er zwar nicht, aber er lernte es bald, und seit dieser Zeit improvisierte er jeden Abend mindestens eine Stunde Kirchenmusik und alte Weihnachtslieder. Das Harmonium wanderte mit ihm überall hin, bis in unser Haus in Prag, wo es heute noch steht.

In der Zeit von Gauguins Aufenthalt bei ihm war das Harmonium die erste Kuriosität im Atelier, das sich nach und nach mit einer Sammlung der sonderbarsten Gegenstände füllen sollte, eine um so größere Kuriosität, als ihr Besitzer noch nicht darauf spielen konnte. Gauguin wohl auch nicht, aber er ließ sich am Harmonium fotografieren, weil Vater sich damals einen zweiten Gegenstand seiner besonderen Vorliebe gekauft hatte – einen Fotoapparat. Er benutzte ihn leidenschaftlich gern, und so wie eine Reihe damaliger Maler fotografierte er alle seine Modelle, um in Ruhe Details der Zeichnung vollenden zu können, für die das Modell viele weitere teuer bezahlte Stunden hätte posieren müssen. So kommt es, daß Vorlagen existieren, nach denen er gezeichnet hat, so wie auch Fotografien der Modelle von Gauguin, Toulouse-Lautrec und Renoir existieren. Solche Fotografien fertigte Vater sein ganzes Leben an, so daß auch ich vor die Kamera treten mußte. Das waren immer lange und beschwerliche Prozeduren, bis ich die gewünschte Position eingenommen hatte und Vater, mit dem Engagement eines Mannes, der kosmische Raketen abfeuerte, den Auslöser betätigte. Mir taten Arme, Beine und Hals weh, aber ich hatte Zeit zum Nachdenken. Immer dachte ich über das gleiche nach. Von dem Tage an, da ich zum erstenmal einen Bleistift in die Hand genommen hatte, gab mir Vater Zeichenstunden. Völlig unnütz vergeudete Stunden. Eine der ersten Lehren, die er mir einimpfte, lautete: Die Figur in einer Komposition muß immer in Ruhestellung sein, in einer am wenigsten ermüdenden Haltung, weil eine unnatürliche, ermüdende Haltung das Gefühl der Ermüdung auch auf den Zuschauer überträgt und störend wirkt. Wann immer ich dann Modell saß, den einen Arm gebogen und den Kopf so verdreht, daß mir für einen halben Tag der Nacken er-

Jiři Mucha

In FW 6/86 und 11/86 stellten wir bereits Auszüge aus den Erinnerungen des Prager Schriftstellers Jiři Mucha an seinen Vater vor. Der weltbekannte Maler des Jugendstils – Alfons Mucha – ist nicht nur Vertreter einer populären Kunstrichtung, sondern auch ein interessanter Zeitzeuge der Kulturszene um die Jahrhundertwende. Wir wählten diesmal eine Zusammenstellung der Begegnungen mit Paul Gauguin in Paris aus dem Band „Alfons Mucha", der in der Übersetzung von Gustav Just beim Verlag Volk und Welt demnächst erscheint.

Paul Gauguin bei Mucha

starrte, bemühte ich mich vergeblich, jene Lehre mit meinem schmerzhaft erschöpften Zustand in Einklang zu bringen. Zu fragen wagte ich jedoch nicht. Der Altersunterschied von beinahe sechzig Jahren zwischen Vater und Sohn ist Diskussionen nicht eben förderlich.

Gauguin, der Mucha im Jahre 1891 bei Madame Charlotte als armen, bedeutungslosen Maler kennengelernt hatte, traf ihn zwei Jahre später bereits auf dem sicheren Wege zum Erfolg an. Immer noch stammte seine Haupteinnahme aus den Illustrationen für Armand Colin, aber er konnte auch schon die ersten grafischen Blätter vorweisen: Abgesehen davon, daß er für die zwölf Blätter 2500 Francs erhielt und der Auftrag für ihn Reklame machte – Lorilleux war ein bekannter Farbenfabrikant, und sein von Mucha illustrierter Kalender war für Maler, Schulen, Theater und Redaktionen bestimmt –, ist die ganze Arbeit völlig traditionell, zusammengesetzt aus Renaissancemotiven und allegorischen Figuren. Nur durch die sorgfältige Durchführung und die Qualität der Zeichnung unterscheidet sich der Kalender für Lorilleux von der damals gängigen Ware.

Alles, was er des Gelderwerbs wegen zeichnete, war eine bloße Anwendung dessen, was er in der Schule gelernt hatte. Ein für eine Zeitschrift arbeitender Illustrator brachte in seine Arbeit weniger von seiner Persönlichkeit ein als ein heutiger Fotoreporter. Seine Aufgabe war es, die Buchseite mit Akanthusblättern zu schmücken. Für mehr wurde er nicht bezahlt, und für mehr hatte er auch nicht die Zeit. Noch war in den Zeitungen die Fotografie nicht heimisch geworden, die Zeichner mußten täglich Hunderte, ja Tausende Muster zeichnen, von denen, wenn sie durch die Hände der Stecher gegangen waren, ohnehin nur ein verdünnter Aufguß übrigblieb.

Die meisten Illustratoren machten mit ihren Aufgaben nicht viel Aufhebens. Sie zeichneten, was ihnen auferlegt war, und setzten sich ins Café. Vater jedoch fing sich in der Falle seiner Gewissenhaftigkeit. An jeder Illustration bemühte er sich etwas dazuzulernen, um das gewaltsam unterbrochene Studium nachzuholen, und er hielt es für eine Sache der Ehre, keine Arbeit abzuliefern, mit der er nicht voll zufrieden war. Dadurch geschah es, daß er zwar den Ruf eines redlichen Illustrators gewann, aber statt einige Stunden am Tage arbeitete er vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Er fertigte Dutzende von Studien nach der Natur an und widmete einer Zeichnung oft mehr Zeit als der Autor einer ganzen Erzählung. Weil er sich mit der Honorierung von Modellen ruiniert hätte, nutzte er jeden aus, der ihn besuchte, ließ ihn mit erhobenem Schwert stehen, mit gefalteten Händen knien oder im Todeskrampf auf dem Sofa liegen, zeichnete und fotografierte ihn auch noch für den weiteren Bedarf. Seine Zeichnungen aus jener Zeit sind eine Galerie der Bewohner der Rue de la Grande Chaumière, Gäste der crémerie von Madame Charlotte und Mitglieder der kleinen Gruppe tschechischer Maler, zu denen nun auch noch Kupka und der fromme Bildhauer Bílek hinzugekommen waren. Auch Gauguin saß ihm Modell, gehüllt in einen Frisiermantel, um sich schließlich in einen dümmlichen Bauernknecht aus einer Erzählung in „Petit Francais Illustré“ zu verwandeln.

Im Jahre 1893 war Alfons Mucha in der weiteren Umgebung der Rue de la Grande Chaumière bereits eine populäre Figur. Er hatte hellbraunes Haar, blitzende Augen, einen kurzen, spitz gestutzten Bart und trug stets jenes rote Russenhemd, das er von Widhopf erhalten hatte. Anders als die Russen trug er es in der Hose, um den Bund schlang er statt eines Gürtels eine breite Schärpe. Er hatte sich so an seine Aufmachung gewöhnt, daß er sich gar nicht bewußt war, wie exotisch sie wirkte; er und Gauguin, der nach der Rückkehr von Tahiti einen langen blauen Rock, eine geblümte Weste und einen grauen Hut mit blauem Band trug, müssen auf der Straße ein recht auffallendes Paar abgegeben haben.

In der Zeit, da Gauguin bereits ein Atelier in der Rue Vercingétorix hatte, tauchte in Vaters Atelier eine kleine, ziemlich häßliche dreizehnjährige Schwarze auf, die man, obwohl sie aus Ceylon stammte, Annah La Javanaise nannte. Gauguin kleidete sie manchmal in damenhafte, manchmal in bunte orientalische Gewänder, und wenn Gäste zu ihm kamen, trug er ihr auf, Tee zu brühen oder Wein einzuschenken, und einmal malte er sie sogar. Nach Paris war sie, laut Vollard, dank Nina Pack geraten, einer Opernsängerin, die sich eine kleine Negerin wünschte und das einmal einem ihrer reichen Freunde gegenüber erwähnt hatte, der mit dem Orient Handel trieb. Einige Monate später griff die Polizei ein schwarzes Mädchen auf, das durch die Pariser Straßen irrte, mit einem Zettel um den Hals, auf dem geschrieben stand: „Nina Pack, Rue de la Rochefoucauld, Paris“, Und darunter: „Sendung aus Java.“ Man brachte das Mädchen zu der angegebenen Adresse. Nina Pack nahm sie auf, nannte sie Annah, aber bald erkannte sie, daß das weder ein Spielzeug noch ein dressiertes Äffchen, noch ein anstelliges Dienstmädchen war. Nur ein menschliches Geschöpf, das stumm dasaß, glotzte und im Wege war.

Ernüchtert schickte sie Annah schließlich zu Vollard, er sollte sie irgendwo unterbringen. Dieser war überzeugt, daß sie sich am besten für Gauguin eignete, und er bot sie ihm als Modell an.

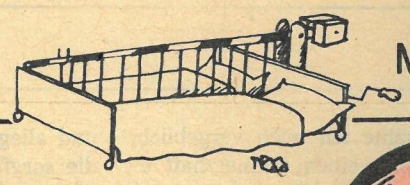
Gauguin, der von sich behauptete, ein Nachfahre der Inkas zu sein, hatte eine Schwäche für dunkle Frauen. Auch wenn Annah nicht hübsch genannt werden konnte, war sie doch wenigstens jung. Und er konnte sich vorstellen, daß sie ihm in gewissem Sinne Tahiti ersetzen könnte. Sie wirtschaftete in seinem Atelier, das er sich im Hof eines alten, halbzerfallenen Hauses etwa zehn Minuten von der Rue de la Grande Chaumière entfernt eingerichtet und dessen Wände chromgelb getüncht und mit einer Menge Bilder und einer ganzen Sammlung exotischer Gegenstände dekoriert hatte. Bis dahin war alles gut gegangen. Ein böses Erwachen in einer Wirklichkeit, die nichts mit der Atmosphäre von Tahiti gemein hatte, gab es, als Gauguin Annah mit in die Bretagne nahm. Die Dorfbewohner sahen sie als Hexe an, beschimpften sie, wo sie ging und stand, und einmal hätten sie sie beinahe totgeschlagen, wäre Gauguin nicht eingeschritten. Einer der Bauern trat ihm dabei so kräftig gegen den Knöchel, daß er mit gebrochenem Fuß zu Boden stürzte und zu Slewiński getragen werden mußte, der in der Nähe wohnte. Einige Zeit war er bettlägerig, und obwohl er allmählich wieder auf die Beine kam, heilte die Wunde nie mehr ganz zu und quälte ihn bis an sein Lebensende.

Annah, die nach diesem Vorfall nicht mehr in der Bretagne bleiben konnte, fuhr mit dem Schlüssel des Ateliers zurück nach Paris. Sie wirtschaftete dort wieder, diesmal aber gründlich. Alles, was von Wert war, schleppte sie fort und verkaufte es. Natürlich außer den Bildern, für die sie nur Verachtung übrig hatte.

Der Freundschaft mit Gauguin setzte ein banaler, aber in diesem Fall unkorrigierbarer Umstand ein Ende: Im Januar 1893 erkrankte Vater schwer, und als er nach vielen Monaten wieder ins Leben zurückkehrte, war Gauguin schon fort.

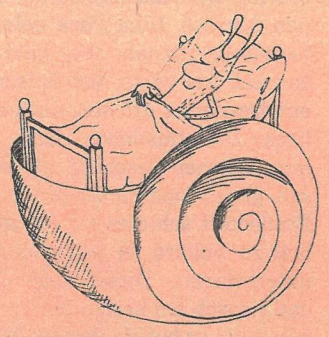
Alfons Mucha pflegte in seinem Pariser Atelier ein „exotisches“ Russenhemd zu tragen. Bis zu seinem künstlerischen Durchbruch gab er dort auch Unterrichtsstunden in dekorativer Kunst.

Repros: Aus dem Band „Alfons Mucha“

Die Liebe bringt mehr  Menschen

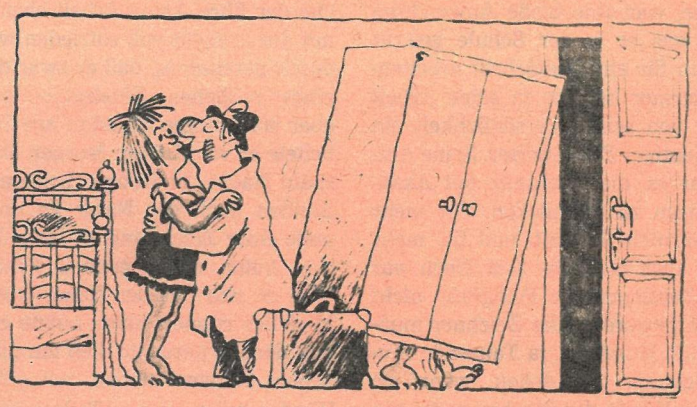
Schlaf ist Schale, wirf sie fort! Goethe

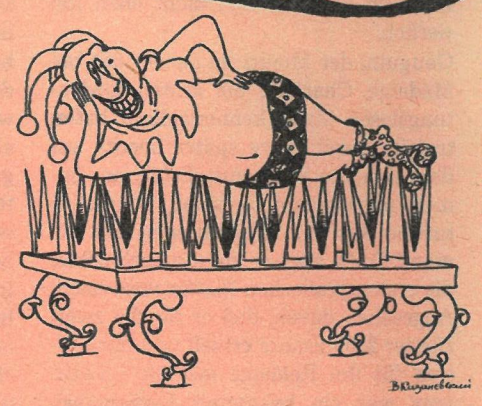
Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich getan. Goethe



Schnarchel, der Schaukelschneck von Steger

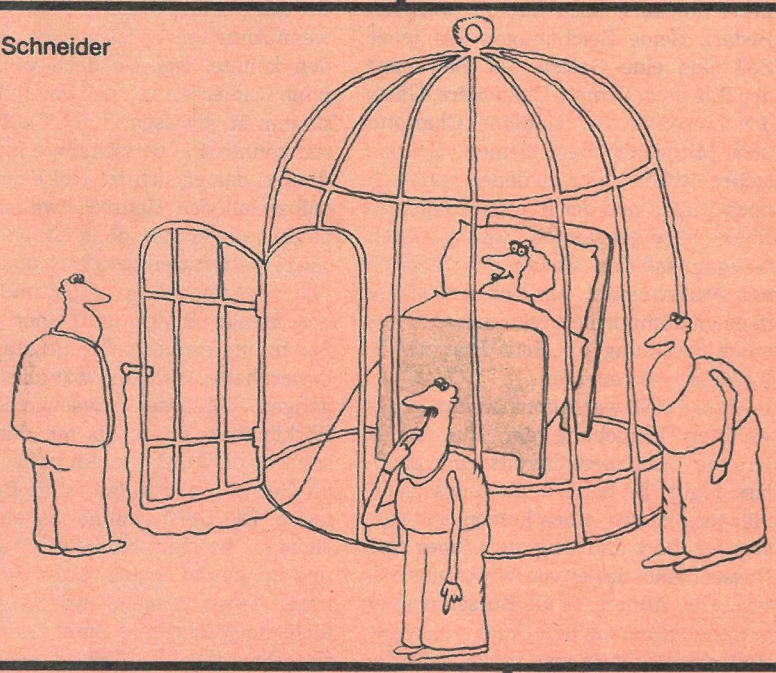
Tesler



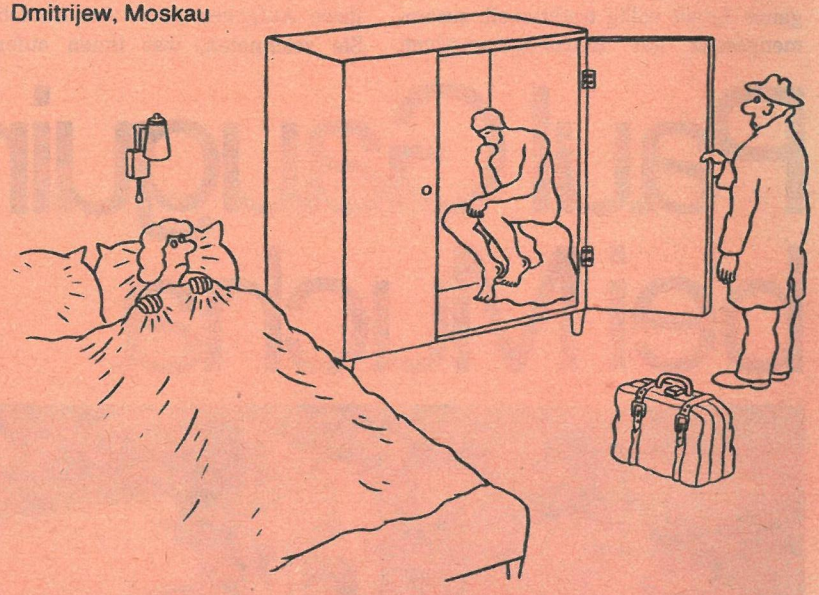


Kasanewski, Kiew

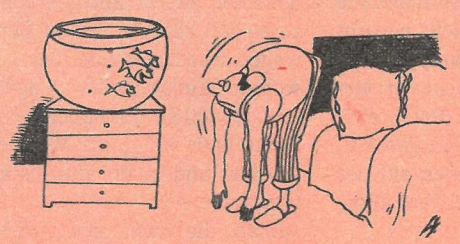
Schneider

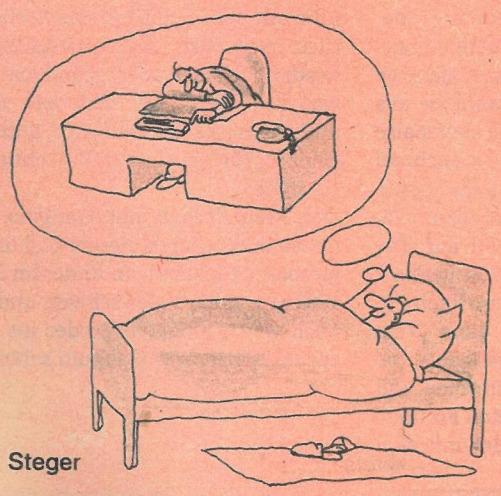


Dmitrijew, Moskau



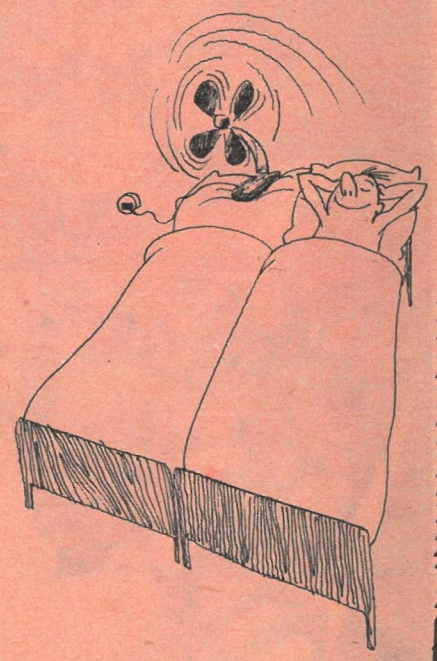
Worobjow, Schjaulgai





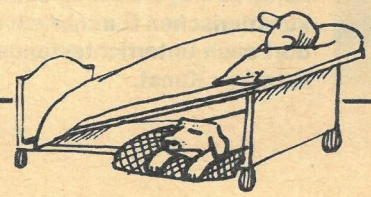
Steger

Tesler, Moskau



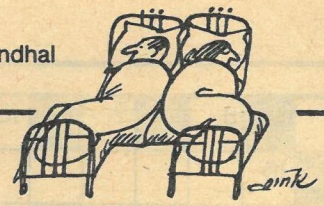
Karawajew, Moskau

Oh Morpheus, du leidest arge Qual,
dich darf es nimmer verdrießen,
du mußt sie alle, ganz ohne Wahl,
in deine Arme schließen.



Im Traum kann man sich der tiefsten Gefühle aus der Kindheit erinnern. J. Paul

ums Leben als die Langeweile. Stendhal



Worte, die man nur mit seinen

J. Grinberg

Ich liebe Gäste

Für Gäste habe ich eine kleine Schwäche. Ich komme ins Bad – jemand plätschert schon in der Wanne. Ich öffne die Küchentür – am Herd wird gekocht. Unlängst hat mich meine Frau verlassen. Sie stolperte über irgendwessen Füße und lief mit ihnen davon. Um ein Uhr nachts kommt jemand – sicher von der Nachtschicht. Um fünf Uhr früh geht jemand fort – bestimmt zur Frühschicht. Ich kehre von einer Dienstreise zurück – alles ist an seinem Platz: der Bus, die Straße, das Haus… Ich klopfe an – unbekannte Leute öffnen mir. „Treten Sie ein", sagen sie, „nehmen Sie Platz, fühlen Sie sich wie zu Hause." In mir regen sich Zweifel. Habe ich mich vielleicht doch geirrt und bin in der falschen Wohnung? Ich blicke mich um: Das Bild an der Wand – sieht nach mir aus. Die Sachen im Schrank ganz sicher meine. Ich frage: „Wer wohnt hier?" – „Das wissen wir nicht", sagen sie, „irgendwer. Wenn Sie etwas übermitteln wollen, hinterlassen Sie eine Notiz, möchten Sie übernachten, der Schlüssel hängt am Brett." Ich beschloß zu bleiben. Ich ziehe meine Sachen aus und mache es mir auf dem Sofa bequem. Da kommt ein Pärchen. „Warum hast du dich hier breitgemacht?" fragt er. „Heute schlafe ich hier!" Ich stehe auf und gehe auf Besuch. Ich klopfe an, man öffnet mir. Viele Gäste – kein Hausherr.

„Sollte etwas sein, notieren Sie es", sagt man mir. „Wenn Sie nicht in Eile sind, so bleiben Sie doch." Ich werde bleiben. Auf dem Sofa liegt irgendein Typ. „Steh auf", sage ich, „heute bin ich an der Reihe". Er steht auf und geht – wahrscheinlich in meine Wohnung…

Aus dem Russischen von Sigrid Suszek

Die eheliche Pflicht

Als einst ein alter Herr ein junges Mädchen freite
und ihm sein schwacher Leib nichts Gutes prophezeite
sprach er zu ihr: „Mein liebes Kind, sie wird sich ja bequemen
und meine Ehepflicht quartalsweis von mir nehmen."
Ihr Widerfragen war, da sie sich kaum bedacht:
„Wieviel Quartale, sprecht, gibt's denn in einer Nacht?"

Johann Friedrich Riederer

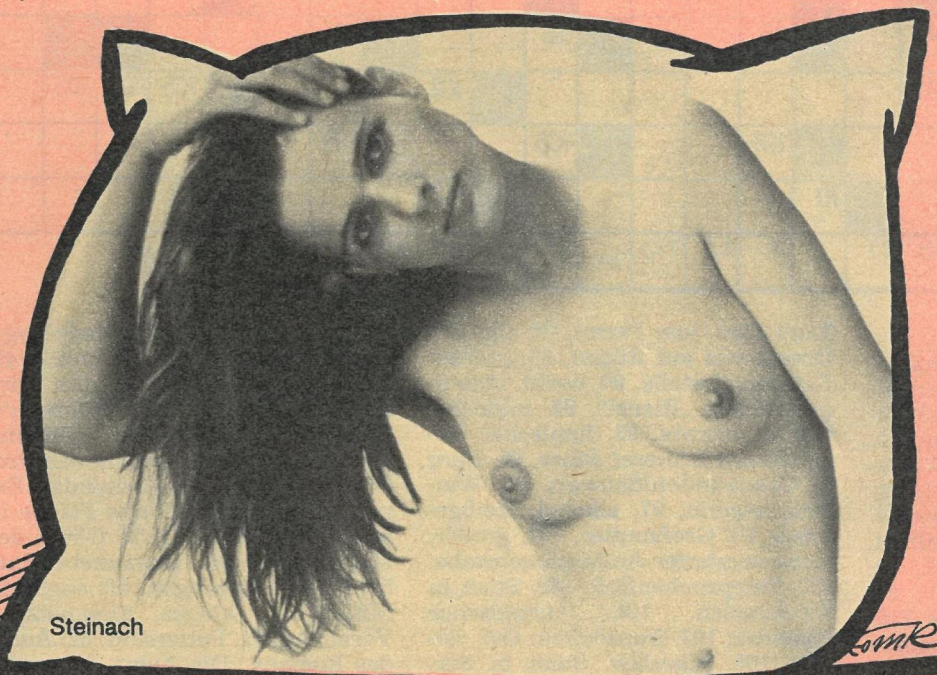
Ohren hört, werden über Nacht schon wieder vergessen. H. Cibulka

Mitleid ist Liebe im Negligé. M. v. Ebner-Eschenbach

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

2 Wochenspruch

Nicht immer ist das Bett der Ort, wo man seine Ruhe hat.



Steinach

Gähnforschung

Betten sind die
Segelschiffe unserer
Träume.

Hubrig

Es müssen nicht alle
heiraten, die
einmal zusammen gähnen.

Auf Kissen kommt
man nicht zum Wissen.

Nichts macht so müde
wie Nichtstun.

Träumerei

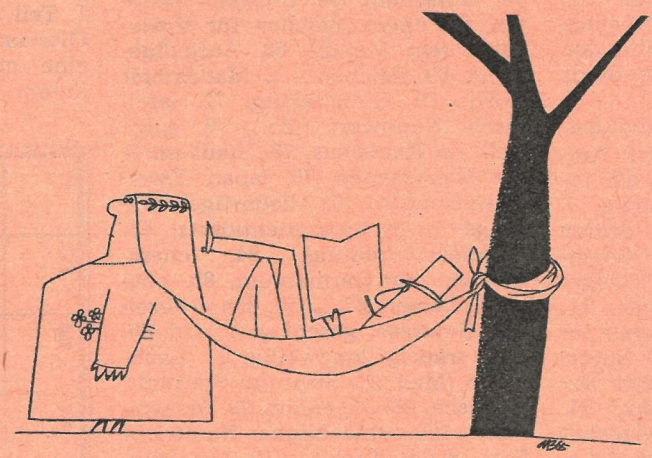
In Gestrig
wo die Pferde
mit den Schwänzen fressen
wo auf dem Schornstein
Häuser und Fabriken
stehn
die Räder und die Uhren
rückwärts gehn
da hat mich neulich
Raum und Zeit
vergessen

Es war ein Tag
da schwarz der Vollmond
lohte
Ich saß und aß
mit Freunden
unterm Tisch
Die Eulen lockten
zärtlich im Gebüsch
Am Himmel
unten
kreisten Segelboote

So herrlich war's
ich hätte jammern
können
Du sprachst verzückt
Geh fort
geliebter Mann
Als uns dann
heißer wurde
zogen wir uns an
und schworen
uns für alle Zeit
zu trennen

O Schmelz der Pauke
Donnerschall der Geige
nie wieder
werd ich so
verloren sein
Die Zukunft floh dahin
und trüber Wein
leert Zug um Zug
mich Sünder
bis zur Neige.

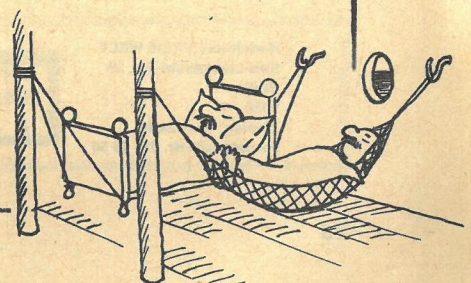
Klaus Möckel



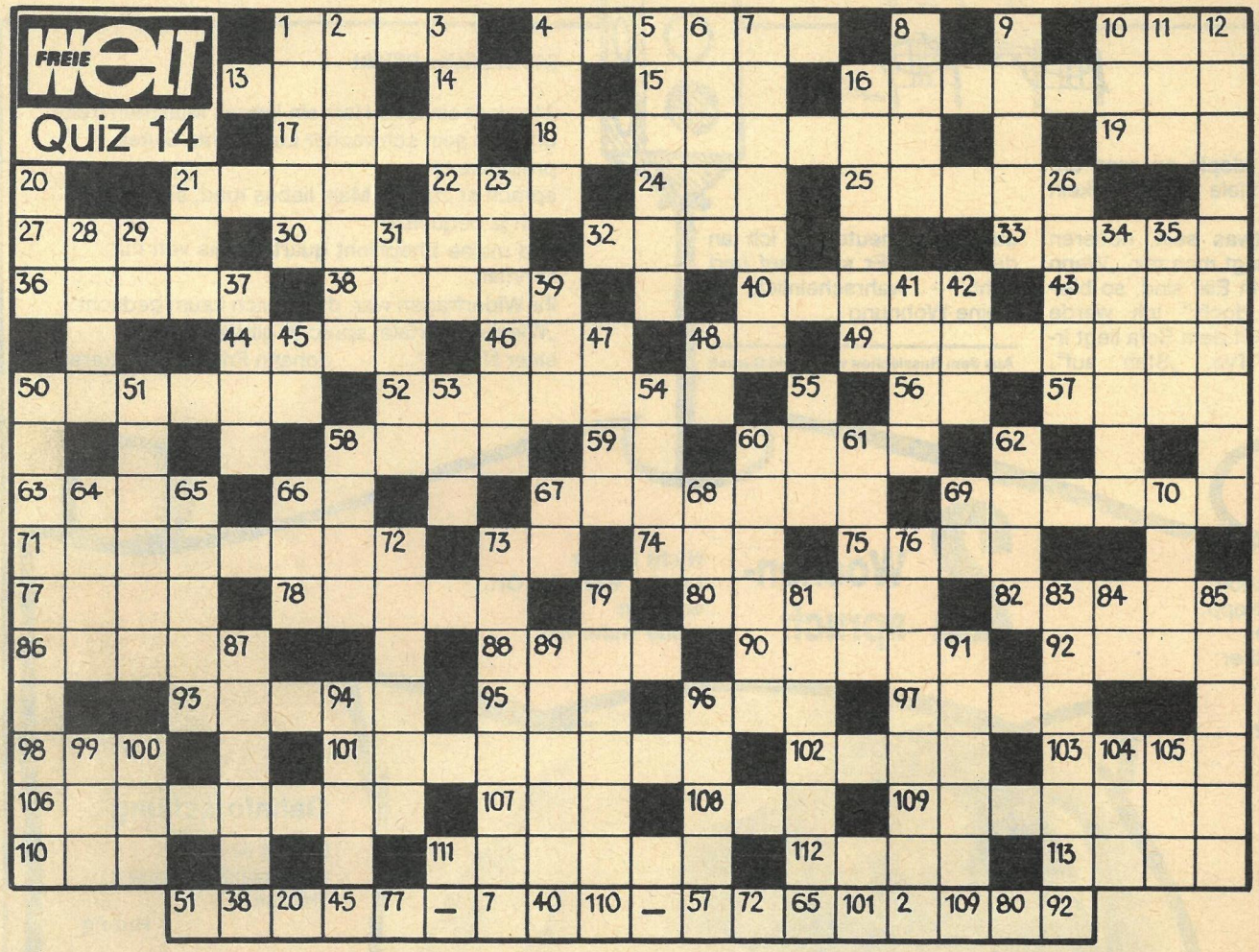
Born, Prag

Das junge Volk will Lebenskraft,
Will den Tumult der Leidenschaft,
Das ist ein Rasen, Schwören, Poltern
Und wechselseit'ges Seelenfoltern!

Heinrich Heine



Ein Gedanke kann nicht erwachen, ohne andere zu wecken. M. v. Ebner-Eschenbach



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russ. Männername, 4. sowj. Tageszeitung, 10. sozialist. Arbeitsgemeinschaft (Abk.), 13. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 14. Abk. für Million, 15. Wartanebenfluß, 16. indonesischer Inselvulkan zw. Sumatera und Djawa, 17. Schwertlilie, 18. Schäfergedicht; mehrstimmiges Gesangsstück, 19. Wind am Gardasee/Oberital., 21. nord. Männername, 22. große Einfahrt, 24. Abk. für Reparaturstützpunkt, 25. sowj. Ort nordöstl. von Riga, 27. sowj. Mittelgebirge, 30. Meeresvögel der nördl. Halbkugel, 32. Ruhemöbel, 33. Grasland, 36. Greifvogel, 38. hasten, schnell laufen, 40. Sportruderboot, 43. Flächenmaß (latein.), 44. Angaranebenfluß, 46. luftförmiger Körper, 48. sowj. Flugzeugtyp, 49. weltweit gefragtes Tabakerzeugnis aus Kuba, 50. mexikan. Volksheld (1877–1919), 52. persönl. Ansicht, Standpunkt, 56. englisch: nein, 57. Urbevölkerung der Philippinen, 58. ein Edelgas, 59. Zeichen für Hektar, 60. sowj. Nachrichtenagentur, 63. amerikan. Münzeinheit, 66. altjapan. Brettspiel, 67. Laubbaum, 69. kubanischer Revolutionär und Staatsmann (Lenin-Friedenspreis 1960), 71. Schöpfung, Modeschöpfung, 73. sowjet. Fluß bei Orsk, 74. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 75. Havelnebenfluß, 77. Autor des Romans „Die Bilder des Zeugen Schattmann", 78. überlegen tuender, blasierter Mensch (Mz.), 80. Stockwerk, 82. Fluß durch Nishni Tagil (östl. von Perm), 86. Ort bei Dreschwitz auf Rügen, 88. militär. Kommandostelle, 90. weibl. Operngestalt aus „Rienzi", 92. mittelitalien. Kratersee, 93. finnischer Rekordläufer früherer Jahre, 95. Berg in Graubünden/Schweiz, 96. Wintersportgerät, 97. alkohol. Heißgetränk, 98. Großmutter, 101. großer, meist verzierter Anfangsbuchstabe, 102. Dneprnebenfluß, 103. Staat in Vorderasien, 106. kubanischer Paartanz, 107. französisch: Ost, östlich, 108. jugoslaw. Stadt in Serbien, 109. weibl. Operngestalt aus „Fidelio", 110. spanisch: Fluß, 111. seemännisch: in die Takelung eines Schiffes klettern, 112. Quellfluß der Schilka, 113. südwestfranzös. Stadt a. d. Garonne.

Senkrecht: 1. russ. Mädchenname, 2. Rheinfelsen, 3. Fluß durch Amsterdam, 4. Meeresteil im N der Insel Sachalin, 5. Mädchenname, 6. früheres russ. Wegemaß, 7. dritter Teil eines Ganzen, 8. Saalenebenfluß im Bezirk Gera, 9. Tafelgemälde, 10. russisch: hundert, 11. dichterisch: Adler, 12. Großstadt im Süden Kubas, 16. Wartezeit; Sperrfrist (latein.), 20. kubanischer Exportartikel aus Zuckerrohr, 21. Stadt in Oberitalien, 23. Titelgestalt einer Tschaikowski-Oper, 26. Ort a. d. Kura/Georgische SSR, 28. Hauptstadt der Lettischen SSR, 29. chem. Zeichen für Aluminium, 31. Teil der Visiereinrichtung, 34. leichte Haft, 35. niederdeutsch: Schilf, Ried, 37. Fluß im südl. Schottland, 39. Stadt und Fluß im NO Thailands, 41. Zahlwort, 42. Zeichen für die VVB Regelungstechnik, Gerätebau und Optik, 45. französ. Artikel, 47. Bezirk im S der DDR, 48. Abk. für Industriegewerkschaft, 50. bis 4 m hohes, schilfähnl. Gras (die daraus gewonnenen Produkte sind Kubas bedeutendste Exportartikel), 51. vertiefte Fläche in holzgetäfelter Wand, 53. Göttin der Morgenröte, 54. Donaunebenfluß, 55. griech. Hirtengott, 58. englisch: Mittag, 60. kluges, planmäßiges Verhalten, 61. Futterstoff, 62. Autor des Romans „Die Aula", 64. weibl. Operngestalt aus „Das Rheingold", 65. Gutschein, 66. musikal. Halbton, 67. chem. Zeichen für Praseodym (ein Metall), 68. Aufgußgetränk, 69. Zeichen f. d. Maßeinheit Curie, 70. Gleichklang, 72. lateinisch: Nennwort (Mz.), 73. sowj. Volk im Kaukasus, 76. Stadt im N der Niederlande, 79. japan. Zweikampfsportart, 81. liedartiger Gesangs- oder Instrumentalsatz, 83. Mandelentzündung, 84. chem. Zeichen für Germanium, 85. poetisch: Leinen, 87. Loch, das in vereistes Gewässer geschlagen wird, 89. svw. traurig; langweilig, 91. Laubbaum (Mz.), 94. Stern im Sternbild Walfisch, 96. Alpenhirt, 99. Monatsname, 100. schwedischer Name f. d. finn. Stadt Turku, 104. Ort südl. von Minsk, 105. schweizer. Flächenmaß.

Kolumbus hielt die größte Insel der Großen Antillen, als er sie am 28. Oktober 1492 entdeckte, für einen Teil des asiatischen Festlandes. Heute heißt sie amtlich „Republica de Cuba". Der schmückende Beiname, den die Insel außerdem trägt, ist das dreiteilige Lösungswort unseres heutigen Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 14 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 20. August 1986 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 19/1986 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Schach

Maja widerstand

Beim III. Internationalen Turnier in Frunse '85 brachte Sergej Makarytschew in der Partie mit Weltmeisterin Tschiburdanidse ein Figurenopfer. Doch „es schlug nicht durch", Maja widerstand.

RUSSISCH, Tschiburdanidse–Makarytschew: **1. e4 e5 2. Sf3 Sf6 3. S:e5 d6 4. Sf3 S:e4 5. c4 Sc6 6. Le2 Le7 7. 0-0 0-0 8. d4 Lf6 9. h3 Te8 10. Lf4 Lf5 11. Te1 Dd7 12. Sa3 L:h3 13. gh D:h3 14. Le3 Sg3 15. Sh2 T:e3 16. fe Se4 17. Sg4 Dg3+ 18. Kh1 Dh4+ 19. Kg2 Dg3+ 20. Kh1 Dh4+ Remis.**

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:

1. Teil eines Bekleidungsstücks, 2. Ortsveränderung, 3. Wohnzins, 4. eine chem. Verbindung, 5. Vakuum.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine „Langzeitwoge"

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

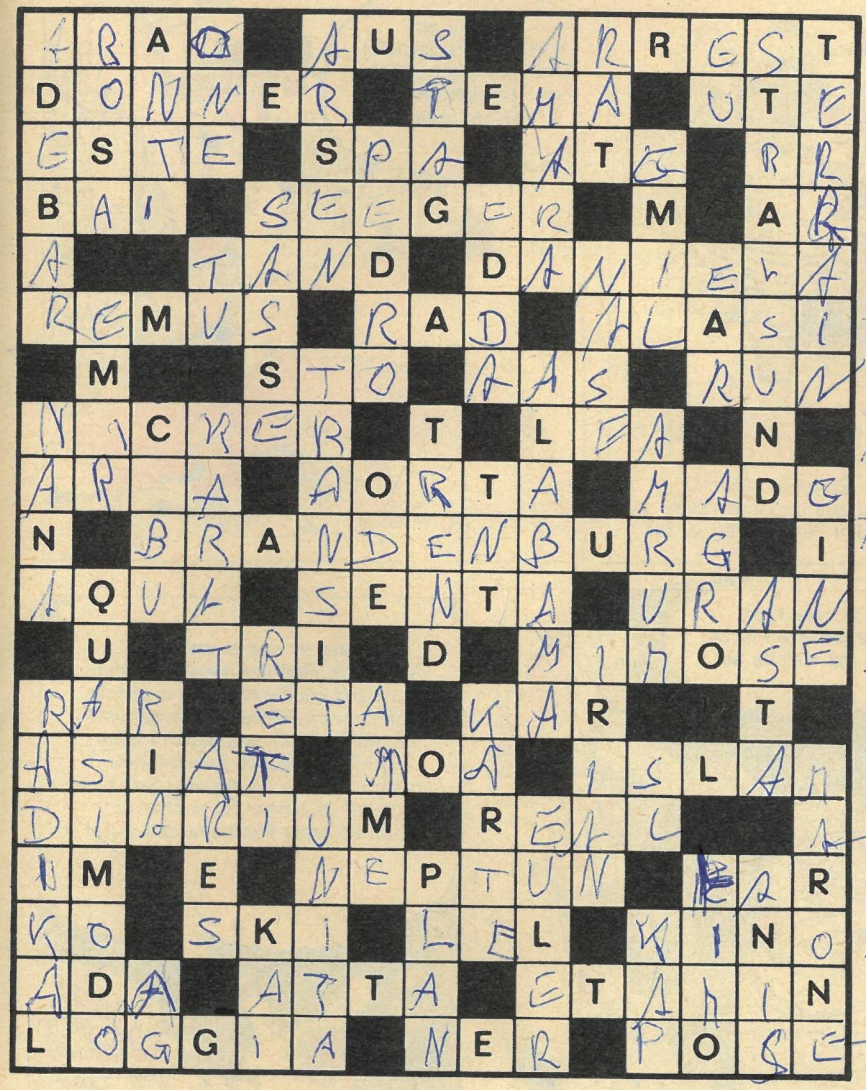
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

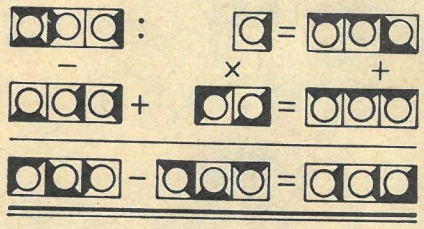
Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Name für den Storch, 2. japan. Küstenstadt nordöstl. von Nagasaki, 3. griech. Kriegsgott, 4. Begriff bei Feldballspielen, 5. griech. Vorsilbe, auf Landwirtschaft bezüglich, 6. leichte Haft, 7. griech. Vorsilbe, svw. gegen, wider, 8. griech. Göttin der Verblendung, 9. Abk. für Aktiengesellschaft, 10. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 11. Mädchenname, 12. Blattschneideameise, 13. Kuchengewürz, 14. Tierkadaver, 15. Nährmutter, 16. lateinisch: Würfel, 17. Bittermittel, 18. Hauptschlagader, 19. Staat im Süden der USA, 20. lateinisch: Wasser, 21. ein chem. Element, 22. Bewohner eines Erdteils, 23. eine nordfriesische Insel, 24. Mädchenname, 25. Flächenmaß, 26. Meeresbucht, 27. Industriestadt im Bezirk Potsdam, 28. Philippineninsel zw. Mindanao und Luzon, 29. Mädchenname, 30. lateinisch: Tagebuch, 31. Gewittererscheinung, 32. genialer schweizer. Mathematiker (gest. 1783 in Sankt Petersburg), 33. Fluß bei Aschersleben, 34. Angehöriger eines Volkes im NW der UdSSR, 35. Titelgestalt bei Erich Kästner, 36. englisch: Ohr, 37. griech. Buchstabe, 38. Sammlung altisländischer Dichtungen, 39. islam. Fürstentitel, 40. gazeartiges Gewebe, 41. chem. Zeichen für Europium, 42. Abk. für Imitation, 43. zweitgrößte Insel der Erde (im Pazifik), 44. orientalische Glaubenslehre, 45. Schiffsanlegestelle, 46. Nische vor Hochgebirgswänden, 47. Massemaß für Edelsteine und Edelmetalle, 48. Filmtheater, 49. Wegeplan, 50. Niederschlag beim Boxen, 51. ins Meer ragende Landspitze, 52. Langarmaffe, 53. Mädchenname, 54. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 55. Erfrischungsgetränk (Kurzw.), 56. gewölbte Bogenhalle; nach innen gebauter Balkon (italien.), 57. Fliegenlarve, 58. Speisepilz, 59. Sinnpflanze, 60. ausgerotteter Riesenvogel Neuseelands, 61. Roman von Zola, 62. einer der äußeren Planeten, 63. Sinnesorgan, 64. Wartanebenfluß, 65. umgangssprachlich: kurzes Schläfchen, 66. feierl. Gedicht, 67. engl. Zahlwort, 68. lateinamerik. Männername, 69. gezierte Haltung, 70. Grundriß; bindende Richtlinie i. d. Wirtschaft, 71. Name des Glöckners von Notre Dame, 72. Wagenteil, 73. Hinweis, 74. mathemat. Zeichen des Wurzelziehens, 75. svw. selten, 76. Abk. für Remissionsrecht, 77. alte span. Münze, 78. tschech. Schachmeister früherer Jahre, 79. einer der sagenh. Gründer Roms, 80. Mädchenname, 81. Farbton, 82. Kassenansturm, 83. Hasenlager, 84. Operngestalt aus „Der fliegende Holländer", 85. Drahtseil z. Befestigen von Masten, 86. DDR-Schriftsteller, 87. Kreisstadt im Bezirk Rostock, 88. belg. Badeort, 89. Abk. für Schnellverkehrsleitung (Fernmeldewesen), 90. Wintersportgerät, 91. russisch: hundert, 92. wertloses Zeug; Spielzeug, 93. Roman von Anna Seghers, 94. Hafenstadt in Ghana, 95. Entwicklungsrichtung, 96. russisch: drei, 97. Gebiet, Gelände, 98. sowj. Flugzeugtyp, 99. Trinitrotoluol (Abk.), 100. Zentralorgan der KP Italiens, 101. radioakt. chem. Element, 102. Mädchenname.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Wandteppich mit eingewirkten Bildern.

1			A	T	E			
2				E	R	L		
3		A	D	E				
4				A	L	L		
5					T	A	U	
6				E	N	I		
7			E	D	E			

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. Staat in Mittelamerika, 2. Landschaft südl. von Gera, 3. wassersportl. Bekleidungsstück, 4. Verpackung, 5. Vogel, 6. wissenschaftl. ausgebildeter Techniker, 7. geograph. Begriff.

Zoologisches

In jedem der folgenden Wörter ist ein Tiername enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Kapselwörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Singvogel:
Erdachse – Dreher – Hochseekutter – Bastard – Entstörung – Geselle – Blamage

Geschütteltes

Jedes Auto braucht,
um „mobil" zu sein,
KASTEN und TELL in
trautem Verein.

Auflösungen aus Heft 15/1986

Kreuzgitter, Waagerecht: Kulisse (37), Diorama (20), Tendenz (73), Etagere (22), Sto (70), Ton (74), Wesire (78), Engobe (24), Omar (50), Natur (49), Ares (5), Ara (7), Arnim (1), Feder (29), Adamo (3), Treffer (75), Oti (56), Ani (11), Lee (40), Oma (53), Ida (32), Ras (60), Astorga (9), Amman (15), Atair (13), Otaru (54), Tee (71), Stan (67), Kurve (39), Trip (76), Porter (59), Litera (45), one (51), Lea (43), Aldosen (18), Lobelie (41), Element (27), Atelier (16).
Senkrecht: Krewo (38), Lhasa (42), Ster (69), Serenade (65), Ene (28), Des (21), Internat (36), Ozon (55), Autor (14), Arnes (17), Tema (72), Giraffe (31), Oberon (57), Star (68), Gama (30), Ur (77), Referat (61), Idiotie (34), Atri (6), Eros (26), Maar (46), Elam (23), Ojat (52), Imam (35), Moretto (48), Danton (19), Anakreon (4), Satellit (64), Mont (47), Aura (10), Ru (63), Lire (44), Spore (66), Arene (2), Ressi (62), Panar (58), Elle (25), Idee (33), Abt (8), Ala (12).

Vom Kern zum Wort: 1. Freistoß, 2. Ossietzky, 3. Nürnberg, 4. Tagfalter, 5. Automobil, 6. Normannen, 7. Edinburgh.–Fontane.
Umstellrätsel: Bast, Alter, Reim, Odem, Cherson, Karte. – Barock.
Einer fehlt: (M)ast, (O)range, (L)eid, (D)anton, (A)meise, (U)ran. – Moldau.
Rätselpyramide: 1. U, 2. TU, 3. Ute, 4. Rute, 5. Treue, 6. Steuer.
Buchstabentausch: Kanne, Art, Sand, Kiste, Adel, Dorf, Echse. – Kaskade.
Füllrätsel: 1. Stunde, 2. Ostern, 3. Misere, 4. Messer, 5. Exzess, 6. Relais. – Sommer.

Raten und Rechnen:

5040	:	28	=	180
–		×		+
1908	+	36	=	1944
3132	–	1008	=	2124

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 11) aus Heft 13/1986

Waagerecht: 2. Belinski, 6. Beketow, 10. Buna, 12. Spa, 14. Pol, 15. Leon, 17. Sud, 18. Pirna, 22. Rial, 24. Antoš, 26. All, 27. Elemi, 29. Stil, 30. Esch, 32. Amati, 34. Aken, 35. None, 38. Hahn, 40. Danton, 42. Ski, 43. Pari, 45. Lamelle, 50. Ader, 51. Fee, 53. Ostern, 54. Uhu, 56. Sete, 59. Seeland, 62. treu, 63. Ost, 64. Tomski, 66. Sais, 69. Elea, 71. Gose, 73. Nurek, 75. Leda, 77. Asti, 78. Sprit, 79. Tip, 80. Nebel, 82. Eros, 84. Amman, 86. min., 87. Ewer, 88. Kimbern, 91. one, 92. Glas, 93. Ahne, 94. Deineka, 95. Borodino, 96. Reep.
Senkrecht: 1. Oborin, 2. Ball, 3. Ion, 4. Senn, 5. Issos, 6. Bad, 7. Kaplan, 8. Tor, 9. Wladimir, 11. Uli, 13. Puschkin, 16. Ostrowski, 19. Ilm, 20. Bek, 21. Gen, 23. Anna, 24. Alk, 25. Tee, 28. Leim, 31. Hai, 33. Arad, 34. Aul, 36. Ode, 37. Enz, 39. Ole, 41. Lermontow, 43. Paul, 44. Renn, 46. Auer, 47. Efeu, 48. Lek, 49. Huë, 52. Jessenin, 55. Heu, 56. Standard, 57. Teer, 58. Ise, 59. Sie, 60. Ahoi, 61. Dee, 63. Oil, 65. klar, 66. Skinke, 67. Lab, 68. Tal, 70. Assisi, 71. Grabar, 72. Sterne, 74. Eta, 76. Deneb, 81. Eber, 82. ergo, 83. Oka, 85. Mai, 86. Moa, 87. Eid, 89. Ehe, 90. Nep. – **Lösung:** Lew Kerbel.

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Annemarie Sell, Müncheberg, 1278
2. Preis:
75,– M Heinz Hanschke, Lauta-Dorf, 7705
3. Preis
50,– M Rosa Rählke, Reichenbach, 9800
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Jutta Seifert, Oranienburg, 1400; Hubert Basse, Köthen/Anh., 4370; Günter Klisch, Jena, 6900; Heidi Tettenborn, Bergen/Rügen, 2330; Hugo Müller, Neuenhagen, 1272.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 13

Frei nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Eines Tages, tief im Winter, sah der Fuchs einen alten Mann durch den Wald fahren. Seinen Schlitten hatte er mit leckeren Fischen beladen. Der Fuchs überlegte, wie er sie erbeuten könnte.

Er lief ein Stück voraus und legte sich auf den Weg, als sei er tot.

Was für ein herrlicher Fuchspelz! Das gibt einen prächtigen Kragen und eine Mütze dazu.

Der Alte legte den Fuchs auf den Schlitten und fuhr seinem Dorf zu. Der Fuchs aber warf alle Fische aus dem Korb, um sie später einzusammeln.

Oh, was hast du für leckere Fische! Gib mir welche ab!

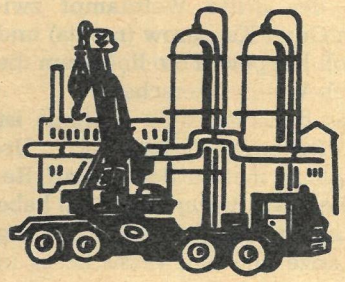
Fang dir selbst welche! Lauf zum Fluß und tauche deinen Schwanz ins Eisloch. Dann sprich: „Ihr armen Fischlein, wie kalt ist es am Fluß! Ich will euch in einen schönen warmen See bringen. Haltet euch nur an meinem Schwanz fest!" Je länger du ausharrst, um so mehr Fische fängst du!

Sicher habe ich viel mehr Fische gefangen als der Fuchs. Mein Schwanz ist so schwer geworden, daß ich ihn nicht herausziehen kann!

WOLF!

Der einfältige Wolf lief zum Fluß, tauchte seinen Schwanz ins Eisloch. Die ganze Nacht saß er so. Das Eisloch aber fror zu und klemmte den Wolfsschwanz fest.

Oh, dieser Fuchs, dieser Tagedieb! Das soll er mir büßen!



Schulabgänger 1987!

Werdet Facharbeiter im Chemieanlagenbau!
Der Betrieb VEB IMO Merseburg erwartet Euch!

Wir verfügen über ausgezeichnete Einrichtungen und Möglichkeiten zur Berufsausbildung im Grundberuf

Maschinen- und Anlagenmonteur

(Spezialisierungsrichtung Rohrleitungsbau)
Für Abgänger der 10. Klasse (nur Jungen)

Ausbildungsort:
BBS „Ernst Schneller" des VEB IMO Merseburg in Meuselwitz, Kreis Altenburg.
Unterbringung im Internat mit wöchentlicher Heimreise. Für die Jugendlichen aus Halle-Neustadt, Leipzig, Halle besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Schkeuditz mit täglicher Heimreise.
Für die Jugendlichen aus den Nordbezirken besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Böhlen mit Internatsunterbringung (auch über das Wochenende).

Ausbildungszeit 2 Jahre

Freizeitgestaltung
Entsprechende Einrichtungen bieten vielgestaltige Möglichkeiten für Sport und Erholung in der Freizeit.

Einsatzmöglichkeiten
Nach Abschluß der Facharbeiterprüfung erfolgt der Einsatz auf unseren Montagebaustellen in der Republik. Bei entsprechender Eignung kann ein Montageeinsatz im Ausland erfolgen.

Weiterbildungsmöglichkeiten
Bei positivem Gesamtverhalten und guten Leistungen bestehen vielfältige Möglichkeiten zur Qualifizierung in der eigenen Betriebsakademie (Qualifizierung zu einer höheren Prüfgruppe auf schweißtechnischem Gebiet, Meisterstudium u. a.). Auch eine Delegierung an eine Hoch- oder Fachschule durch den Betrieb ist möglich.

Entlohnung
Die Lehrlingsentlohnung erfolgt nach den gesetzlichen Bestimmungen. Nach dem 1. Lehrjahr werden unsere Lehrlinge auf einer unserer Baustellen eingesetzt.
Für diese Zeit werden auf der Grundlage des Montageabkommens zusätzlich gezahlt:
9,– M Auslösung ● Wegegeld ● Fahrgeldrückerstattung ● vierzehntägliche Bezahlung der Heimreise ● Erschwerniszuschlag

Erforderliche Bewerbungsunterlagen
Bewerbungskarte ● Bewerbungsschreiben ● Lebenslauf ● Beglaubigte Zeugnisabschrift der 9. Klasse ● Bestätigung der gesundheitlichen Eignung

Es ist ratsam, bei bestehendem Interesse für diesen Beruf schriftlich oder telefonisch noch vor der Bewerbung die Verbindung mit uns aufzunehmen!

Alle Anfragen und Bewerbungsunterlagen zur Aufnahme einer Berufsausbildung in unserem Betrieb sind an folgende Anschrift zu richten:

VEB Industriemontagen
Merseburg
4200 Merseburg
Von-Harnack-Straße 15
Berufsberatung Telefon 26 43 38

Böhmisches Glas

Wer denkt nicht bei dem Begriff Glas an die Tschechoslowakei? Sieht nicht schwere böhmische Aschenbecher, farbenprächtige Fenster, fragile Gläser mit feinem Schliff vor seinem geistigen Auge? Die Tschechoslowakei sei eine Glasgroßmacht, sagt man. Denn die Kunst ihrer Glasmeister errang im Laufe der Jahrhunderte einen einzigartigen Ruhm.
Die Geschichte des Gebrauchs- und des Zierglases ist zugleich die Geschichte seiner Verzierungstechnik. Schleifen, Schneiden, Ätzen, Gravieren, vor allem aber die Malerei haben eine lange, berühmte Tradition.
Schon im Mittelalter wurde Glas kunstvoll bemalt. Die leuchtend bunten Fenster vieler gotischer Kirchen zeugen noch heute davon. Später wandte man diese Technik auch auf Gebrauchs- und Dekorationsglas an.
Im 17. Jahrhundert bestellte, wer es sich leisten konnte, Becher und Pokale mit bemalten Adels- und Zunftzeichen, mit biblischen und Jagdmotiven.
Im 18. Jahrhundert erfreute sich Glas mit Folkloreelementen in grellen Farben oder nur mit schwarzer Emailfarbe verziert großer Beliebtheit. Später kamen gemalte Figuren- und Blumenmotive auf Milchglas in Mode.
Die Werkstatt von Friedrich Egermann, der in der nordböhmischen Stadt Nový Bor wirkte, gab in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts der Verzierung des Glases neue Impulse. Egermann verwandte Farbglasuren; auf Vasen, Bechern, Pokalen ließ er Landschaften und Blumen in den unterschiedlichsten Farben entstehen, entzückte seine Zeitgenossen mit vergoldeten Ornamenten, Miniaturen, Genreszenen und idealisierten Porträts.
Die große Epoche der tschechischen Glasmalerei begann jedoch mit dem Jugendstil und seinen eigenwillig schwingenden, blumenhaften oder stilisierend geometrischen Formen. Als Begründer dieser in Frankreich Art Nouveau, in Italien Stile floreale, in Österreich Secessionsstil genannten Richtung gilt der tschechische Maler Alfons Mucha, der auch die Kirchenfenstermalerei wieder aufleben ließ.
Viele tschechoslowakische Künstler beschäftigen sich heute mit Glasmalerei, bereichern sie durch immer neue Anregungen. Ihre Ausdruckspalette ist sehr breit. Sie verleihen Glasplastiken, Flaschen, Gläsern, Vasen, aber auch architektonischem Glas hohe künstlerische Wirkung.
Das Zentrum der Glasmalerei ist noch immer die Stadt Nový Bor. Das Fachunternehmen Crystalex hat die automatische Produktion und die Verzierung des Gebrauchsglases intensiviert. Doch der traditionellen Handarbeit wird nach wie vor besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Dabei experimentieren die Künstler, suchen nach neuen Formen und Dekors, pflegen und bewahren jedoch auch die alten, nie aus der Mode kommenden Traditionen. So ist jedes Stück, das die berühmte Fertigungsstätte von Nový Bor verläßt, ein Unikat-Kunstwerk.
Zum typischen Sortiment gehört Glas mit verziertem Reliefdekor, das unter der Bezeichnung „Hochemail" berühmt geworden ist. Wahre Meisterstücke sind die Bodenvasen, Karaffen, Pokale, Dosen und Flakons, den Wünschen der Besteller entsprechend oft mit Blumen oder Ornamenten nach historischen Vorlagen verziert. Und großer Beliebtheit erfreuen sich handbemaltes Milchglas und die Gläser mit geschliffenem und graviertem Dekor mit Malerei.
Das Außenhandelsunternehmen Skloexport in der nordböhmischen Stadt Liberec liefert bemaltes Glas in mehr als hundert Länder. Zu den Hauptabnehmern zählen die Sowjetunion, Großbritannien, Italien, Kanada, die Bundesrepublik Deutschland, die USA, Schweden, Frankreich und Australien.
Die Glasgroßmacht Tschechoslowakei bleibt also ihrem Anspruch treu.

Im Londoner Park Lane Hotel begann der dritte Wettkampf zwischen Garri Kasparow (rechts) und Anatoli Karpow (Foto links) um die Schach-Weltmeisterschaft.

1. Das bevorstehende Ereignis ist ein Revanche-Wettkampf. Ursprünglich meinte der Begriff Revanche etwas Ritterliches: Ich habe dich aus dem Sattel geworfen; leg die Lanze neu ein; versuche es in einem zweiten Gang noch einmal.

In exakt diesem Sinne gewährte Emanuel Lasker, nachdem er 1894 Wilhelm Steinitz entthront hatte, diesem Revanche, und Max Euwe, der 1935 den Titel gewann, Alexander Aljechin. Lasker schlug Steinitz auch im Rückkampf und bewies sich und der Welt damit, daß er der Bessere war. Euwe verlor seinen Titel im Revanchekampf wieder an Aljechin und erkannte den Russen öffentlich als den Stärkeren an. Beide handelten als Ritter ohne Furcht und Tadel.

1921 schlug José Raoul Capablanca Lasker. Der Mann aus Berlinchen errang danach aufsehenerregende Turniererfolge, und die Forderung nach einem Rückkampf wurde laut. Doch der neue Weltmeister Capablanca kniff. Dies bleibt ein dunkler Punkt in der ansonsten glanzvollen Karriere des Kubaners.

2. Die Zeit, von der die Rede ist, war eine Zeit, in der die Weltmeister die Gesetze diktierten. Sie allein bestimmten, in welchen Zeitabständen sie ihren Titel verteidigten (manchmal viele Jahre lang gar nicht). Sie selbst wählten die Herausforderer aus (keineswegs immer den Stärksten und Würdigsten).

3. Eine neue Zeit brach an, als 1947 die Schachföderation der UdSSR dem 1924 gegründeten Weltschachbund (FIDE) beitrat und dieser die Organisation der Weltmeisterschaftskämpfe in die Hand nahm.

– Der Weltmeister wurde verpflichtet, seinen Titel in regelmäßigen Abständen zu verteidigen – alle drei Jahre.

– Die FIDE arbeitete ein System von Ausscheidungskämpfen aus (Zonen-, Interzonen- und Kandidatenturniere), in denen der Herausforderer ermittelt wurde.

So traten Ordnung und Gesetz an die Stelle von Gesetzlosigkeit und Gerechtigkeit an die Stelle der Weltmeisterwillkür.

4. Aber ist der Weltmeister nicht der König der Schachspieler? Und hat ein König nicht Anspruch auf gewisse Vorrechte? Die FIDE legte fest: Die WM-Kämpfe gehen über die Distanz von 24 Partien. Der Weltmeister behält seinen Titel, wenn der Wettkampf unentschieden ausgeht, also 12:12.

Da hatte der Weltmeister sein Privileg. Und die Schachwelt akzeptierte es als gerecht: Wer Weltmeister werden will, muß den amtierenden Champion schlagen.

Doch der erste Nachkriegsweltmeister, Dr. Michail Botwinnik, bewog die FIDE, ein zweites Privileg des Champions in die WM-Regeln einzubauen: Das Recht auf einen Revanche-Wettkampf im Fall einer Niederlage.

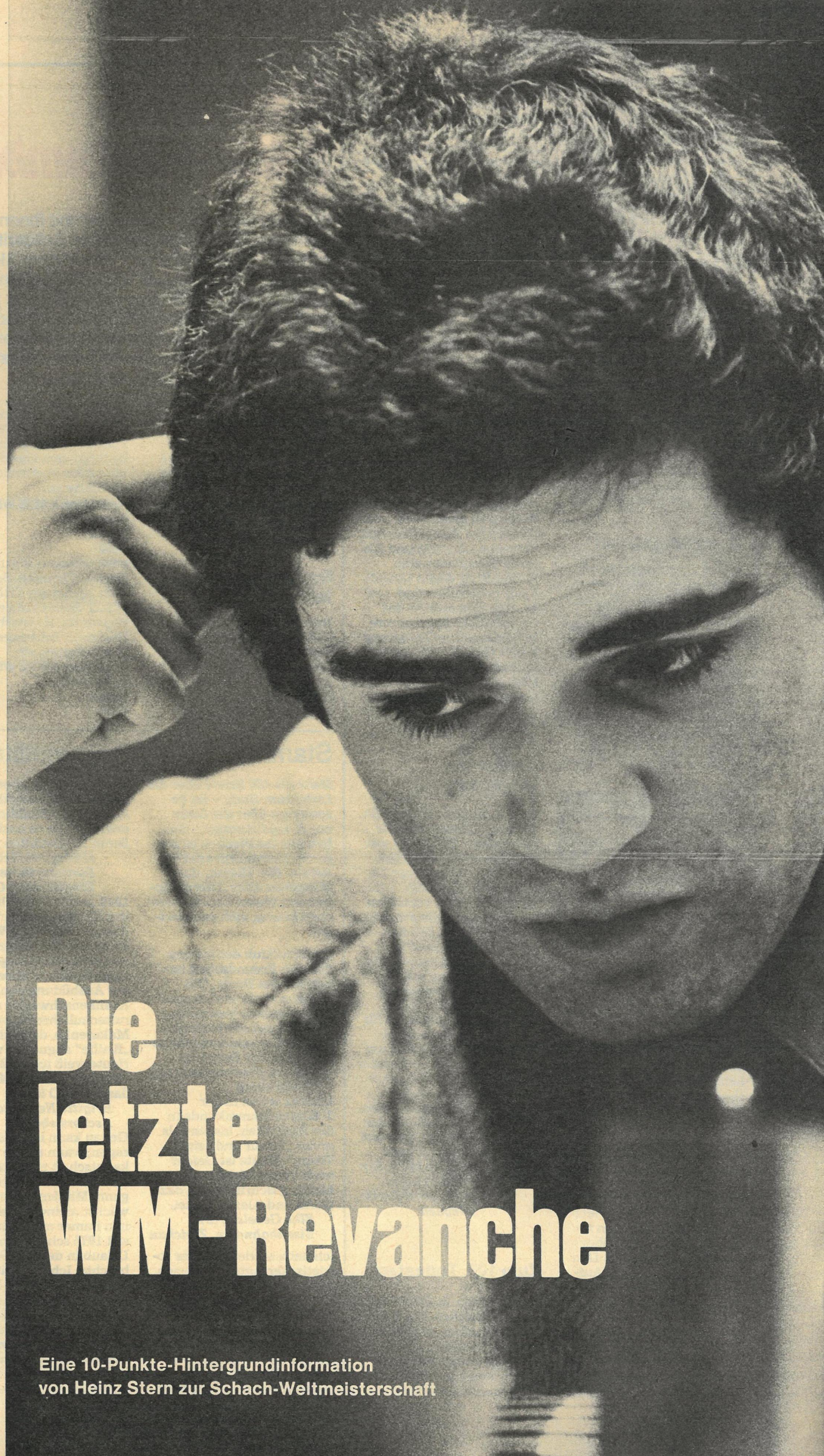
Botwinnik verteidigte seinen Titel zweimal mit Hilfe des ersten Privilegs: 1951 gegen David Bronstein und 1954 gegen Wassili Smyslow jeweils mit 12:12. Und er holte ihn sich zweimal mit Hilfe des zweiten Privilegs zurück: 1958 gegen Smyslow und 1961 gegen Michail Tal jeweils im Revanche-Wettkampf. Das war wenig überzeugend. Und so wurde 1962 das Revancherecht abgeschafft. Als Botwinnik 1963 gegen Petrosjan verlor, war dies sein letzter Wettkampf.

5. Doch das unrühmliche Kapitel Revanche-Wettkämpfe war damit noch nicht abgeschlossen. Die FIDE setzte 1974 ein neues WM-Reglement in Kraft, wonach die Titelkämpfe bei einer unbegrenzten Zahl von Partien so lange gespielt werden sollten, bis einer der Kontrahenten 6 Gewinnpartien auf seinem Konto hat. Der Weltmeister mußte zur Titelverteidigung die 6 Siege ebenso erringen wie der Herausforderer zum Titelgewinn. Nun hatte freilich der Weltmeister gar kein Privileg mehr.

Karpow forderte die Wiedereinführung des Revancherechts, und die FIDE gab dem Verlangen statt. Die neue Regelung schien fair und sinnvoll – nur erwies sie sich im ersten Wettkampf Karpow–Kasparow 1984/85 als unpraktikabel: Nachdem die beiden 48 Partien gespielt hatten, ohne daß einer auf die geforderten 6 Siegpartien gekommen wäre, erschien FIDE-Präsident Florencio Campomanes am Wettkampfort Moskau und brach den Wettkampf „ohne Entscheidung“ ab – „wegen Erschöpfung der Beteiligten“.

Das Thema Wettkämpfe mit unbegrenzter Partienzahl war damit erledigt. Die Rückkehr zu den guten alten 24-Partien-Matchs mit dem Remis-Privileg des Weltmeisters stand auf der Tagesordnung. Und was wird mit dem Revancherecht? Campomanes erklärte auf einer Pressekonferenz nach dem Abbruch in Moskau (Februar 1985): „Ein neues Match wird ab 1. September beim Stand 0:0 gespielt. Der Gewinner des Matchs wird Weltmeister für den Zeitraum 1985–1986 sein.“ Im Klartext: Kein Revanche-Wettkampf!

6. Im Juni 1985 trat in Tunis das Exekutivkomitee der FIDE zusammen. Das hohe Gremium bestätigte: Falls der Wettkampf 12:12 endet, behält der Weltmeister seinen Titel. Falls der Weltmeister das Match verliert, gibt es keinen Rückkampf. Der Tunis-Beschluß hat aber einen Haken: Er gilt nämlich nur prinzipiell, nur für künftige Weltmeisterschaftskämpfe. Für den nach dem Abbruch neu angesetzten Kampf Karpow–Kasparow gilt er nicht. Da gibt es eine Sonderregelung: Falls der Weltmeister das Match verliert, gibt es einen Rückkampf. Falls es einen Rückkampf



Die letzte WM-Revanche

Eine 10-Punkte-Hintergrundinformation von Heinz Stern zur Schach-Weltmeisterschaft

gibt, qualifiziert sich der Verlierer nicht (wie in früheren Beschlüssen vorgesehen) für das Halbfinale der Kandidaten-Wettkämpfe, sondern für ein besonderes Match über 24 Partien gegen den Sieger der Kandidatenrunde 1985/86.

Das bedeutet im Klartext: Das Revancherecht wird zu einem personengebundenen Privileg Karpows.

– Der Sieger des Kandidatenfinales, das ab 1. September dieses Jahres Andrej Sokolow und Artur Jussupow bestreiten, muß Karpow **und** Kasparow schlagen, um Weltmeister zu werden.

„Wahnsinn!" kommentierte die Schachwelt nahezu einhellig. Um so mehr, als der WM-Zyklus 1983 von drei Jahren auf zwei verkürzt wurde; 1986 wäre schon der nächste turnusmäßige WM-Kampf gegen den nächsten Herausforderer fällig. Der Tunis-Beschluß bringt terminmäßig alles durcheinander und fand allgemeine Ablehnung.

7. Im Dezember 1985 stellte sich für Campomanes in Hilversum der Brasilianer Lincoln Lucena als Gegenkandidat vor, als möglicher Generalsekretär der angesehene englische Großmeister Raymond Keene. Am 9. Januar 1986 gab Garri Kasparow in Moskau bekannt, er denke nicht daran, zur Revanche anzutreten; die Ansetzung sei „absurd".

8. Die Sowjetische Schachföderation glättete die Wogen, und es gelang, Garri umzustimmen. Garri und Anatoli einigten sich, daß der Revanche-Wettkampf stattfindet. Allerdings nicht zu dem vom FIDE-Präsidenten angesetzten Termin Februar 86, da die Wettkämpfer eine längere Erholungspause benötigen, nachdem sie innerhalb von 14 Monaten 72 Partien spielten.

9. Nun steigt also der endgültig letzte Revanche-Wettkampf der Schachgeschichte um den WM-Titel. Die Tatsache besagt nicht, daß das Ereignis notwendig oder gerechtfertigt sei. Aber die Tatsache besagt, daß den Freunden des königlichen Spiels Festtage des Schachs bevorstehen. Wir dürfen uns auf einen spannenden Kampf und auf hochkarätige Partien freuen, auf interessante eröffnungstheoretische Neuerungen, strategische Schlachten und glanzvolle Kombinationen – auf alles, was zum großen Schach gehört.

10. Wie sind die Chancen der Wettkämpfer? Beide haben in der Vorbereitung überzeugt: Garri schlug den starken englischen Großmeister Anthony Miles in einem Trainingsmatch mit sage und schreibe 5,5:0,5 Punkten. Und Anatoli gewann im jugoslawischen Bugnojno das erste Schachturnier der Geschichte, das nach dem FIDE-Klassement die Kategorie 16 aufwies, also ungewöhnlich stark besetzt war. Beide befinden sich also schachlich in Topform. Also hat der Wettkampf keinen Favoriten – oder zwei, wie man will.

Fotos: Dmitri Donskoi (APN)

Leben erhalten

Es ist anerkennenswert, daß die asiatische Schneegans wie viele andere Tierarten in der Sowjetunion besonderen Schutz genießt („Die weißen Schwingen kehren wieder", FW 14/86). Die Zusammenarbeit zwischen Biologen der UdSSR und der USA beweist, daß durch friedliches gemeinsames Wirken der Völker viel getan werden kann, das Leben auf unserer schönen Erde zu erhalten. Daran könnte sich die USA-Regierung ein Beispiel nehmen. Die Fotos sind sehr gelungen und fanden das Interesse meiner Tochter, die Tierbilder sammelt.

Bernd Schade, Rohr

Weitere Beiträge mit Aufnahmen des sowjetischen Tierfotografen Lew Weijsmann sind in Vorbereitung.

... am Wegesrand

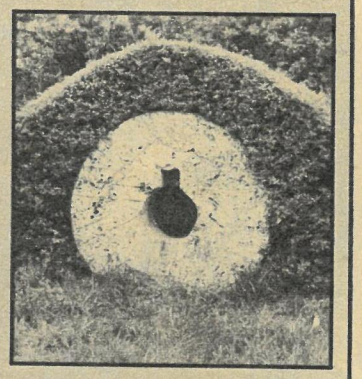
Vor einiger Zeit forderten Sie uns Leser auf, Ihnen Schnappschüsse vom Wegesrand unserer Reiserouten zu schicken. Das ist einer von meiner Moskaureise im Mai 1986, aufgenommen während der Feierlichkeiten zum Tag des Sieges am 9. Mai. Leider konnten wir die Unterhaltung der beiden nicht verstehen ...

Axel Klöhn, Greifswald

Alles unter einem Dach

Kürzlich erhielten einige Vorsitzende und Kulturverantwortliche von Grundeinheiten der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft eine Einladung zu einer Berlin-Exkursion vom Kreisvorstand Weißwasser. Unsere Gruppe besuchte das Kapitulationsmuseum in Karlshorst. Tief beeindruckte uns das Panoramabild der letzten Kampfhandlungen in Berlin vor dem Sieg über den Hitlerfaschismus. Den Nachmittag füllte ein Aufenthalt im Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur aus (FREIE WELT berichtete mehrfach darüber). Interessantes, Lehrreiches und Erholsames wurde geboten – alles unter einem Dach. Ich habe mir vorgenommen, diese Sehenswürdigkeiten im September einigen Jugendlichen unserer Grundeinheit zu zeigen.

Ute Dreßler, Postamt Weißwasser



Schlüsselloch-Kopfstand

Angeregt vom Leserfoto in Heft 14/86 mein Blick „aufs Detail": Im Kreis Pasewalk zwischen Löcknitz und Bismark befand sich eine Windmühle, deren Grundmauern erhalten sind. Der heutige Eigentümer des Grundstücks hat mehrere Mühlsteine zur Gestaltung seines Gehöfts verwendet. Dieser in die Hecke „gepflanzte" hat einen Durchmesser von einem Meter.

Frank Meyhoefer, Gelbensande

Agafja war auf Reisen

Der kurze Bericht über die Lykows („Neues über die Einsiedler", FW 12/86) war wohl die schönste Mitteilung über das schwere Leben dieser Menschen. Man kann sich kaum vorstellen, was eine Frau, die auf die Sechzig zugeht, bewegt, wenn sie eine derartige Reise unternimmt, was sie empfindet, wenn sie zum ersten Mal im Leben ein Kind in den Armen hält. Für mich und bestimmt für andere Leser auch steht fest: Agafja ist nicht allein, wenn Väterchen einmal die Augen schließt. Daß diese Einsamen Vertrauen zu Menschen gefunden haben, ist das große Verdienst der sowjetischen Geologen und des Journalisten Wassili Peskow, die über Jahre den Kontakt gehalten haben.

Hildegard Rösler, Seebach

Zum 100. Todestag

... von Franz Liszt schrieb Regina Reichelt den Beitrag „Abschied von Budapest" (FW 15/86). Durch ein Versehen blieb der Autorenname ungenannt.

FREIE WELT-Solidaritätstombola

INTERNATIONALE SOLIDARITÄT VDJ DDR

Wie in jedem Jahr möchten wir mit Ihnen gemeinsam, liebe Leser, die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 29. August 1986 vorbereiten. Wir bieten Ihnen zum Mitmachen für alt und jung, groß und klein unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Verkaufsstand auf dem Alex besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:

Erster Preis – 1000 Mark
Zweiter Preis – 750 Mark
Dritter Preis – 500 Mark

Fünfmal 100 Mark, zehnmal 50 Mark, dreißig Büchergutscheine à 25 Mark.

So können Sie teilnehmen:

Bitte überweisen Sie einen Geldbetrag von **mindestens 2 Mark** auf das **Postscheckkonto Berlin 7199-68-17717**
Kennwort:
FREIE WELT-Solidarität 1986

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie unbedingt auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:
Redaktion FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056
oder schicken Sie uns eine Spende für unser Solidaritätsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Souvenirs, Handarbeiten, Bücher ... Adressieren Sie Ihre Sendung an:
Redaktion FREIE WELT
Postfach 9
Berlin
1056

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und **jede** Sendung mit einer oder mehreren Spenden zum Verkauf kommen in die Auslosung unserer 48 Preise. Sie erfolgt am 1. September 1986. Die Gewinner werden ebenfalls noch im September in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Wir wissen, daß wir auf Sie zählen können, liebe Leser! Helfen Sie uns wieder mit, unsere Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr zu einem vollen Erfolg werden zu lassen! Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN Welt!

Stammkundschaft Sowjetliteratur

Mehr als 400 Briefe über die Liebe zum Buch – im besonderen über die Liebe zur Sowjetliteratur – haben wir inzwischen zu unserer Leseraussprache erhalten. Ein Thema, das Menschen aller Altersgruppen aus vielen Lebensbereichen bewog, sich mitzuteilen:

Im Schulklub der internationalen Freundschaft haben wir das Buch „Die Tscheka greift ein" besprochen. Seitdem beschäftige ich mich mit sowjetischen Büchern. Besonders interessiert mich die Seefahrt.

Doreen Plonczynski (13), Senftenberg

Ich war schon in der 3. Klasse Stammkunde in der Bibliothek, las dort als erstes „Timur und sein Trupp". Heute ist Gaidar noch immer einer meiner Lieblingsschriftsteller, dazu Gorki und Alexej Tolstoi.

Elke Gebelein (24), Eisenbahnerin, Zwickau

Ich habe so viele Bücher sowjetischer Autoren gelesen, daß kaum das Papier reichen würde, um meine Lieblingsschriftsteller zu nennen. Das Angebot ist so vielseitig geworden – wenn ich nur an die „Internationale Buchhandlung" in Leipzig denke, die ich öfter besuche. Dort geben sich gelegentlich sowjetische Autoren ein Stelldichein. So etwas müßte es auch in größeren Kreisstädten geben.

Hildegard Hebelt (53), Sortiererin im Emaillewerk Geithain

1949 „mußte" ich fürs Abitur Gorkis „Mutter" lesen. Aus anfänglichem Widerstreben wurde Interesse und schließlich Begeisterung. Später, während meiner Ausbildung von der Krankenschwester zur Berufsschullehrerin, war es Makarenko, dem ich „Kniffe" abgucken wollte. Heute weiß ich, daß die Achtung vor dem Menschen das A und O ist.

Brigitte Nettelmann (56), Aschersleben

Genau kann ich nicht mehr sagen, wann meine Bekanntschaft mit sowjetischen Schriftstellern begann. Mit dem Älterwerden wächst meine Liebe zu ihnen immer mehr. Zumal ich seit 1975 schon oft meinen Urlaub in der UdSSR verbrachte. Ich bin Leiterin einer Dorfgaststätte. Die Dias von meinen Reisen zeige ich gern meinen Gästen.

Edith Hesse (57), Thalheim

In meiner Jugend wurden mir sowjetische Bücher wichtiger als Brot – die Neugier war während der Zusammenarbeit mit sowjetischen Kulturoffizieren geweckt worden. Um mir Fedins „Ungewöhnlichen Sommer" zu kaufen, versetzte ich für 20 Mark mein Fahrrad ... Ganz folgerichtig wurde ich Bibliothekarin.

Anneliese Einsiedel, Aschersleben

In den Wäldern unweit von Moskau bekam ich zum ersten Mal ein Buch von Gorki in die Hand. Unvergeßlich der Vortrag des Leiters der Antifa-Zentralschule über Sowjetliteratur, vier Stunden ohne ein Blatt Papier – in deutscher Sprache. Das war 1946.

Karl Klingenstein, Diplompädagoge, Wolfsburg-Unkeroda

Von 1949 bis 1960 verkaufte ich auf dem Bahnhof in Halle Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Natürlich las ich dann auch die FREIE WELT – ich mußte ja beraten können – und damit sowjetische Autoren. Leider komme ich in meinem Alter – ich bin 89 – in keine Bibliothek mehr. Nun leihe ich mir von guten Freunden Bücher aus – Märchen, Utopisches und Historisches.

Friederike Fahlberg, Halle (Saale)

„Sommer – Soli – Sonnenschein“ unterschrieb *Siegfried Schade, Penig,* sein Foto vom FREIE WELT-Stand im August 1985. Dicht umlagert wünschen sich alle Redaktionsmitarbeiter unseren Stand auch in diesem Jahr. Und weil Liebe durch den Magen geht, möchten wir mit unserem Verkaufsangebot am 29. August 1986 Ihren Gaumen kitzeln. Kochen Sie gern? Schauen Sie dabei auch mal in andrer Leute Töpfe? Dann ist unser kulinarisches Brevier mit mehr als hundert Gerichten aus allen Gegenden der Sowjetunion das richtige für Sie:

Teuflische Würze und gebügeltes Huhn

Georgiens Würzpaste Adshika und das in der Pfanne plattgedrückte, in köstlicher Soße gedünstete Hühnchen Tabaka sind zwei der Spezialitäten, die – mit unterhaltsamen Beigaben – vorgestellt werden. Wenn Sie gleich mal was ausprobieren möchten, empfehlen wir zum „Nacharbeiten“ ukrainische Oladki aus Quark und roten Rüben: 350 g Quark, 200 g rote Rüben, 4 Eßl. Weizenmehl, 100 g Apfel, 1 Glas Milch, 1 Ei, 2 Eßl. Zucker. – Quark durchs Sieb streichen und dabei Milch, Ei, Zucker und Salz zugeben; mit gekochten und geriebenen Rüben, Mehl und gewürfeltem Apfel mischen; in Öl kleine flache Puffer backen, mit süßer Sahne anrichten. Die „kulinarische Reise“ ist als Sonderdruck nur am FREIE WELT-Stand zu haben. Würzen Sie jedoch Ihren Tageslauf lieber mit Weisheiten für jede Lebenslage, haben wir einen ganz besonderen „Spruchbeutel“ auf Lager:

Klitzeklein – aber ein Pfefferkorn

111 Sprichwörter der Adygen, Dagestaner, Kalmyken, Karakalpaken, Karelier, Osseten, Tschuktschen und Tuwiner finden Sie in dem Sonderdruck „Dein Freund ist dein Spiegel“, illustriert von Karl Fischer, ebenfalls nur an unserem Stand zu haben, an dem wir Sie übrigens von 8 bis 19 Uhr erwarten! Kaum erwarten können wir täglich die Post, die Ihre Geld- und Sachspenden zur Teilnahme an unserer Tombola bringt. Herzlichen Dank an alle, die daran mitwirken, die Zahl 1899 zu überbieten – so viele Leser hatten sich im vorigen Jahr an unserer Solidaritätstombola beteiligt. Die Spannung steigt…

Wir sind dabei

Zu unserer Geldspende haben uns persönliche Begegnungen mit afrikanischen Studenten veranlaßt. Die Gespräche mit ihnen haben unser Solidaritätsgefühl vertieft, denn wir erfuhren viel über Leben und Kampf dieser Völker. Wenn sie die Heimreise antreten, wünschen wir ihnen Erfolg auf dem Weg zu wirtschaftlicher und sozialer Unabhängigkeit.

Seminar 3, Bezirksparteischule Cottbus

Ich werde am letzten Freitag im August in Gedanken und in der Aktuellen Kamera das Geschehen am Alexanderplatz verfolgen. Nach mehreren Jahren der Teilnahme am Solidaritätstag der Journalisten kann ich dieses Jahr infolge Großmutterpflichten nicht nach Berlin kommen. Da ich eine eifrige Leserin bin und nicht wenige Bücher besitze, trenne ich mich von einigen Exemplaren, denn ein gutes Buch kann viel dazu beitragen, den Gedanken der Völkerfreundschaft und des Humanismus zu vertiefen.

Dorothea Hof, Eberswalde-Finow

Ich habe 1985 in Ihrer Solidaritätstombola einen Büchergutschein gewonnen. Natürlich beteilige ich mich auch dieses Jahr mit einer kleinen Spende an Ihrem Basar und schicke sechs Deckchen, die ich selbst geklöppelt habe. Ich bin 71 Jahre alt und schon viele Jahre Abonnent der FREIEN WELT.

Johanna Küther, Grünstädtel

Ein Solidaritätsabend im Dresdner Klub der Jugend und Sportler stand unter dem Motto „Erinnerung an Soweto“. In diesem Ghetto am Stadtrand von Johannesburg hatte die südafrikanische Apartheidregierung am 16. Juni 1976 eine Schüler-Demonstration mit einem grausamen Gemetzel niedergeschlagen. 176 Kinder und Jugendliche waren dem Massaker zum Opfer gefallen.

Preisfrage

Heft 16/86

Wie viele Fahrgäste werden täglich von den sowjetischen Eisenbahnen befördert?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 18/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 13. August 1986. Auflösung von Heft 14/86: 50 000. Wir gratulieren Gislinde Rammelt, Mücheln.

Korallen

So war es richtig in Folge 2 „Korallen vor Kuba“ (FW 14/86): Vorwiegend nachtaktiv. Es gewannen: 100 M – Ines Bornsdorf, Welzow; 75 M – Helmut Andräß, Roitzsch; 50 M – Constanze Strey, Potsdam; Luise-Charlotte Kramer, Greifswald; Horst Schreiter, Annaberg-Buchholz. Herzlichen Glückwunsch!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Rudolf Scheibe, Norbert Hansel

Musik von zarter Hand

Zu meinen schönsten Erlebnissen während einer Jugendtouristreise in die Koreanische Volksdemokratische Republik gehörte der Besuch des Kinder- und Pionierpalastes in der Hauptstadt Phjòngjang. Wir sahen die Arbeit in Kulturzirkeln und das Training in Sportsälen. Der Palast hat mehr als 500 Räume, und allein der Lesesaal der Bibliothek bietet 200 kleinen Bücherfreunden Platz. Besonders berührt waren wir von der liebevollen Pflege koreanischer kultureller Traditionen. Beredtes Zeugnis davon legte eine Mädchengruppe ab, die uns das Spiel auf dem Saiteninstrument Kajakum vorführte. Beeindruckt hat uns auch der Volkspalast des Lernens, der im April 1982 als Weiterbildungsstätte der koreanischen Werktätigen seine Pforten öffnete. Das Gebäude hat mehr als 600 Säle und Kabinette sowie ebenfalls eine umfangreiche Bibliothek mit einem großen Lesesaal. Umgeben ist es von einem herrlichen Park mit Wasserspielen. Am meisten Spaß machte uns, das Essen mit Stäbchen zu probieren. Wunderbare unbekannte Speisen verlockten uns dazu, zubereitet aus Reis, Gemüse und den verschiedensten Meeresprodukten.

Norbert Hansel, Michalken

ZEIGEN, WAS

Ein Beitrag von
Dieter Heimlich (Text)
und
Detlef Christel (Fotos)

Gezeichnet hat er von klein auf. Zwei Kunsterzieher ermutigten ihn. Heute erzieht er selbst künftige Kunsterzieher: Armin Münch ist Professor an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald. Er hat nicht nur humorvolle Strandszenen, sinnliche Meermädchen, Arbeiterporträts oder Landschaften gestaltet. Seit vielen Jahren führt er Tagebücher in Worten und Skizzen zu dem Jahrhundertthema Krieg und Frieden.

MAN KANN

Zeigen, was man kann

Stürmische Begrüßung an der Korridortür: „Menschenskind, weißte, daß wir uns genau zehn Jahre nicht gesehen haben?“ Noch immer dasselbe Temperament, noch immer kein Platt, sondern der Anklang ans Sächsische. Auch er hat ein paar graue Haare mehr und ist inzwischen Großvater. Vor zehn Jahren veröffentlichte FREIE WELT seine Zeichnungen, die er gerade aus Sowjet-Tadshikistan mitgebracht hatte…

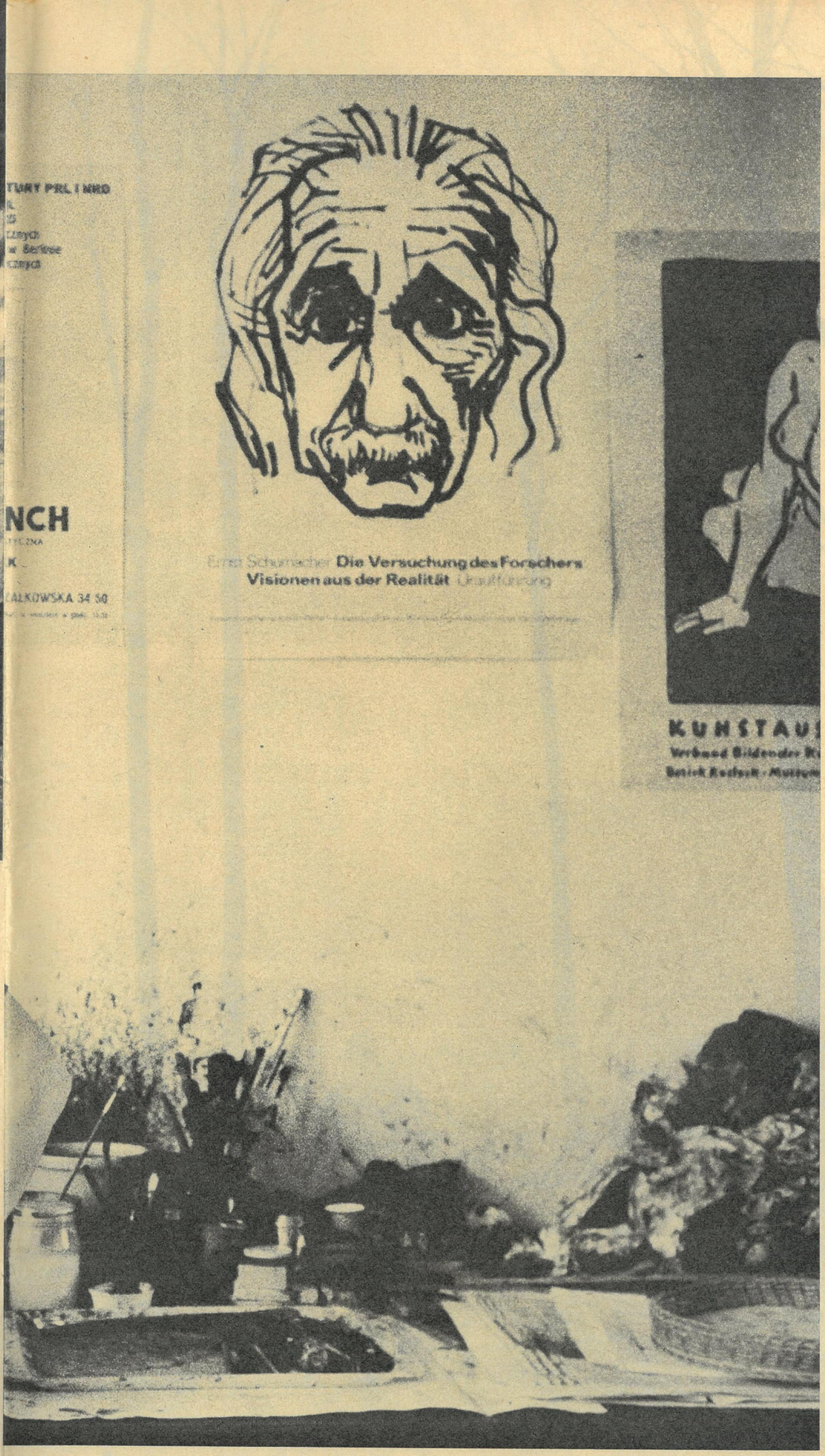
Vom Handwerk

Vater Münch war einverstanden, als sein Sohn die Lehrstelle im Dresdener Sachsen-Verlag bekam. Grafischer Zeichner war ein Handwerk wie sein eigenes als Tapezierer und Polsterer auch. Der Lehrmeister im Verlag hieß Adelhelm Dietzel. (Jahrelang zeichnete Dietzel auch für FREIE WELT Ereignisse, die nicht fotografiert worden waren, „Die Kamera war nicht dabei“ hieß die Rubrik.) Mit raschen, lebhaften Zeichnungen war da zu dienen. Münch machte solche Arbeit Spaß. Als der Verlag ihn an die Dresdener Hochschule delegierte, versprach er sich davon, die handwerklichen Fähigkeiten zu vervollkommnen. Mehr war noch nicht vorstellbar. Seine neuen Lehrer, die berühmten Maler, Grafiker und Professoren Hans Theo Richter und Max Schwimmer erkannten Münchs Talent. Doch was er bisher gezeichnet hatte, war keine Kunst. „Diese fünfziger Jahre waren großartig. Wir stürzten uns in die Arbeit. Die gesellschaftlichen Aufgaben lagen in Dresden doch buchstäblich auf der Straße – die Trümmer. Wir räumten sie an den Wochenenden weg. Überall wurde aufgebaut. Und es war die Zeit der ersten Liebe! Damals hab’ ich hier meine Frau kennengelernt. Vier Jahre waren wir verlobt, eben das ganze Studium hindurch.“

Damals entstanden seine ersten Zeichnungen. Der Wiederaufbau des Dresdener Zwingers, das erste Dresdener Hochhaus, die Steinmetzen, die Arbeiter hinter den Kipploren. Arbeiten, an denen sonntags die Studenten mittaten.

Darüber versank der große Schrekken zunächst: die Bombennacht von Dresden. Die Erregung des Fünfzehnjährigen am Straßenrand in der Dippoldiswalder Heide, auf den ein Panzer T 34 zurollte. Viel später erst rief er diese Erlebnisse

Ernst Schumacher **Die Versuchung des Forschers**
Visionen aus der Realität



ins Bewußtsein. „Dieser Panzer schubste einen Jungen wie mich gewaltsam in den Frieden und in die neue Welt!“

Vom Künstler

Noch vor dem Studium, 1950, war er zum ersten Mal an der Ostsee. „Die See hat mich so gebannt, daß ich die ganze Studienzeit an sie denken mußte. Als im Juli 1955 das Studium zu Ende war, haben wir im August geheiratet, und Ende des Monats gings ab nach Rostock!“

Er suchte sich einen ersten materiellen Rückhalt bei der Dewag-Werbung in Rostock. Doch den romantischen, ungestümen Münch hielt es nur ein Vierteljahr in der Werbung; 1956 wurde er freischaffender Künstler. Etwas Geld kam in den Haushalt durch die Betreuung von Volkskunstzirkeln, wie die Warnow-Werft einen unterhielt. Der große Kabelkran, die Helling, die Schiffbauer zogen Armin Münch magisch an. Die Werft wurde noch aufgebaut. Dabei entstand jene Atmosphäre, die so recht nach seinem Herzen war.

„Damals hab' ich ein kleines Praktikum durchlaufen, habe zu schweißen versucht, habe genietet. Das war der Kumpels wegen. Damit die merkten, der spinnt nicht bloß 'rum, dieser Maler!“ Die Rohrschlosserbrigade, in der er arbeitete, gewann auf solche persönliche Weise eine Beziehung zur Kunst. Münchs grafisches Ergebnis war ein Zyklus von der Forscherbrigade Möck.

Für zwei Jahre holte Altmeister Hans Theo Richter den Sachsen von der Ostsee nach Berlin. Münch war Meisterschüler an der Akademie der Künste. Nach Ablauf dieser Zeit kehrte er 1960 zurück an die See. Sie blieb eines der wichtigsten Themen während der nächsten zehn Jahre, in denen er freischaffend wirkte. Dann berief ihn die Kunsthochschule Berlin als Dozenten. Nach sechs Jahren nahm er das Angebot der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald wahr, Kunsterzieher auszubilden. Das war 1976, und noch heute ist er den größten Teil aller Wochen des Jahres dort tätig.

Vom Credo

Zwischen 1960 und 1970 begann er, seine eigene Vergangenheit und die des ganzen Volkes aufs Papier zu bringen. Ein ganzer Zyklus ist dem Jungen mit der Panzerfaust erwachsen. Danach erinnerte er sich der Rundfunkmeldungen von der Stalingrader Schlacht; nun erst in der Lage, sie als Wende des Krieges zu begreifen.

„Ich habe noch die erste Ausgabe von Theodor Pliviers Roman ‚Stalingrad‘ im Pappeinband. Meine erste Auseinandersetzung mit dem Thema. Zu einem tiefen Erlebnis wurde der Besuch von 1964, als der heute gepflegte Mamajew-Hügel noch wie ein wirkliches Schlachtfeld wirkte. Dort habe ich mir aus

Zeigen, was man kann

dem Gemisch von Sand und Patronen zwischen den Schützengräben eine Handvoll Splitter aufgehoben, hab' sie heute noch."
In diesem Jahrzehnt wurde in mehreren Sowjetunion-Reisen eine neue Sicht auf das Thema Krieg und Frieden gewonnen. Es sollte ihn nicht mehr loslassen. Seine Sonnenblumenbäuerinnen, Baikalfischer, die burjatischen Reiter, georgischen Kolchosvorsitzenden, tadshikischen Aksakale prägten nicht nur seine grafische Arbeit, sondern auch seine Weltsicht.
Neben alledem nahm er das Störtebeker-Thema mehrfach auf, das ihm als Junge nur eine spannende Piratengeschichte schien. Er befaßte sich mit Faust, Till Eulenspiegel, dem Bauernkrieg und mit dem Meermenschen. Seine Liebe zur See zwang ihn zu Zyklen über „Moby Dick" und „Der alte Mann und das Meer". Nur in einer Art von innerer Glut kann der Schatz von Zeichnungen, Holzschnitten oder Mischtechnik-Grafiken in diesen Jahren entstanden sein.
Bereits 1957 schuf er den ersten „Großen Atombombenzyklus" mit dem Kopf von Albert Einstein und der Unterschrift: „DIE ENTFESSELTE GEWALT DES ATOMS HAT ALLES ANGESTOSSEN, MIT AUSNAHME / UNSERER DENKWEISE, UND WIR GLEITEN SO EINER NIE DAGEWESENEN / KATASTROPHE ENTGEGEN, EINE NEUE DENKWEISE IST UNERLÄSSLICH, WENN / DIE MENSCHHEIT WEITERLEBEN SOLL". Noch heftiger muß seine Unruhe gewesen sein, als er 1964 in einem Holzschnittzyklus das Gesicht Albert Einsteins als Atompilz-Totenkopf umreißt und daruntersetzt:
DAS EIGENTLICHE PROBLEM LIEGT IN DEN HIRNEN UND HERZEN DER MENSCHEN. Blatt sieben dieser Folge zeigt den Halbakt einer jungen Japanerin: ICH BIN / UNFRUCHTBAR / EURE BOMBE / HAT / DAS GEMACHT.
In diesen Jahren entstanden Visionen von riesigen Urechsen als Menschenfresser und immer wieder Blätter von viel zu kleinen Jungen unter viel zu großen Stahlhelmen... All diese Arbeiten zu dem Zyklus „Pikadon" (der japanischen Bezeichnung für die Atombombe) über die Entstehung der Atom-, der Wasserstoff- und Neutronenbomben bis hin zum Sternenkriegsprogramm, sie beweisen das Verantwortungsbewußtsein dieses Grafikers. In sein Tagebuch schrieb er 1967: ... „Soll ich da noch Lust zum Arbeiten, zum Zeichnen haben? Ja! Millionenmal ja!... Also: arbeiten, zeichnen bis zur letzten Sekunde... arbeiten, zeichnen, hoffen, wachen, daß die Welt erhalten bleibt." Münchs anmutige Akte, die humorigen Tierdarstellungen, die derbdrolligen Liebesbilder sind keine Abwendung von der Verantwortung, sie sind Antwort: Seht, was wir zu verlieren haben!

Armin Münch mit Frau „Nanne": 1977 erhielt er für sein grafisches Schaffen den Kunstpreis der DSF.

Vom Genossen

An der Wende des Jahrzehnts, 1970, wurde Armin Münch Mitglied der SED. Für einen, der die Freie Deutsche Jugend in Dresden sozusagen mitgegründet hatte, ein später, aber folgerichtiger Entschluß. „Durch die Beschäftigung mit dem Frieden und dem Friedenskampf ist diese Entscheidung gefallen", sagt er lakonisch. „Ich bin doch ein Unlogiker, ein Unmathematiker! Verlang' doch keine logische Erklärung von mir! Ich konnte oft nur Entscheidungen mit dem Gefühl treffen."
Es ist, als ob seit jener Zeit nicht mehr die Furcht seine Krieg-Frieden-Grafiken beherrscht, sondern das Bestreben, Mitmenschen und Zeitgenossen Mut und Kraft zu übermitteln. So wird wohl am ehesten verständlich, weshalb er so viel Kraft und Lebenszeit in Greifswald aufwendet.

„An unserer Ernst-Moritz-Arndt-Universität ist die große Bestrebung allgemein, unsere Lehrerstudenten zu Persönlichkeiten zu formen. Sie sollen ihre Phantasie entwickeln. Und sie sollen die Fähigkeiten ausbilden, später im Beruf die Kinder sich entfalten zu lassen. Das hat zu tun mit Begeisterungsfähigkeit für die Welt, für die Natur, für die Menschen.
In den Lehrveranstaltungen für die künftigen Kunsterzieher ist es nur eine Seite, eine Aufgabe zu stellen und sie gemeinsam durchzuarbeiten. Die andere Seite: Die Studenten müssen erlebnisfähig werden. Sie sollen ihr eigenes Erlebnis packen. Sie sollen möglichst lange dranbleiben, es vertiefen. Nicht wie ein Schmetterling von Tag zu Tag zu einem anderen Motiv flattern!
Die Selbständigkeit der jungen Leute muß gefördert werden. Nur ein selbständiger Mensch wird Erfahrungen sammeln und später als Lehrer von seinen Schülern akzeptiert werden. Nur ein Lehrer, der selbst ausstrahlt, der motiviert die Kinder. Der bringt sie ihrerseits zu eigener Entfaltung!
Die Ausbildung an unserer Universität geht völlig anders vor sich als an einer Kunsthochschule. Für die Studenten wechseln stündlich Kunst und Germanistik, Marxismus-Leninismus und Pädagogik. Meist arbeiten Zeichnergruppen von Studenten zusammen. Trotzdem kommt die künstlerische Ausbildung nicht zu kurz. In einem ganzen Semester ist Zeit fürs Aktzeichnen. Volle 14 Tage dauern die Praktika. Im Praktikum wird ohne Ablenkung durch andere Verpflichtungen gemalt und gezeichnet: Saßnitz, die Kreideküste, die Fischerei, Boote, die Mole, die Fischwerker. Regelmäßig fahren Studenten aus Greifswald nach Toruń und studieren dort die schönen alten städtebaulichen Ensembles, die polnischen Austauschstudenten zeichnen bei uns Land und Leute."
Nach jeder Arbeitswoche in Greifswald, also von Freitag bis Sonntag in Rostock, sucht Armin Münch, wie unter Hochspannung, die Weltlage zu beobachten. So bleibt er kontinuierlich an seinem Thema „Pikadon". Getrieben von der Sorge, angestoßen zum Kraftschöpfen, zum Mutmachen. Die Gefahr begreiflich und das Glück ahnbar zu machen!
„Nach mehreren Reisen in die Sowjetunion war ich 1979 zu '80 das letzte Mal in Moskau und hatte dort im Kreml-Palast ein großes Erlebnis: Petrows Ballett ‚Die Erschaffung der Welt'. Rückblickend kommt es mir heute wie eine Vorwegnahme der Gorbatschowschen Friedensinitiativen vor. Denn wenn Adam und Eva in den Apfel beißen und zu erkennen beginnen, dann heißt das: Wir müssen heutzutage vieles erkennen, neu erkennen."
Die jüngste Arbeit – er wurde ein halbes Jahr von der Universität dafür freigestellt – lagert ab, in einer frisch getischlerten Kiste: Bilder, Sichten und Gesichter aus Greifswald. Die kampflose Übergabe der Stadt durch Oberst Petershagen beschäftigt ihn lange. Sie könnte die Fortsetzung seiner Zyklen über die Zerstörung Dresdens oder der Stalingradfolge werden. Wann das Werk fertig wird, mag er noch nicht sagen, möchte es eigentlich gar nicht erwähnt wissen. Aber die Bilder sind doch nicht mehr Absicht, sondern Wirklichkeit. Ein halbes Tausend von Skizzen in nur einem halben Jahr!

★

Enkel Sebastian holt uns aus dem Atelier nach unten, eine Etage tiefer. Armin Münchs Frau hat ein Mittagessen vorbereitet. Ich hatte nie nach ihrem Beruf gefragt.
„Meine Frau wurde durch einige tragische Zufälle gezwungen, ausschließlich Hausfrau zu bleiben. Aber sie hat mir ihre ganze Zeit gegeben. Ich habe ihr alles zu verdanken. Ohne sie hätte ich nie so intensiv arbeiten können. Arbeiten, arbeiten, arbeiten!"

Armin Münch im „Gespensterwald" bei Nienhagen: Der Winter an der See ist ihm die liebste Jahreszeit.

Ein Sonntag in Phnom Penh

Die ganze Stadt scheint auf den Beinen — Familien mit Kind und Kegel und junge Liebespaare. Das ist sicher übertrieben, denn die Hauptstadt Kampucheas zählt immerhin schon wieder mehr als 600 000 Einwohner. Doch zweifellos ist der ehemalige Königspalast der beliebteste Treffpunkt am Sonntag. Das Treiben am Ufer des Mekong erlebten unsere Berichterstatter Horst Szeponik (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos).

Die große Mittagshitze ist längst vorbei, doch von Kühle keine Spur. Auch nicht auf der Uferpromenade am Mekong, wo sich hupend zwei Busse einen Weg durch den endlosen Strom der Fahrräder, Mopeds und Cyclos – den mit Muskelkraft getriebenen Dreiradtaxis – bahnen. An den Straßenrändern bieten Händler bunte Luftballons und Plastspielzeug an. Garküchen verbreiten würzige Düfte, locken zu einem Imbiß, laden ein zu einer Tasse Tee. Die Menschen sind unbeschwert und ausgelassen, Mädchen und Jungen flirten.

Jetzt am Nachmittag taucht die Sonne die geschwungenen, verschachtelten Dächer des Königspalastes in gleißendes Licht, weithin leuchten die gelbgetünchten Mauern. Der Sitz der letzten Khmer-Könige steht heute allen Bürgern des Landes offen – als Museum und Erholungsstätte. In den weitläufigen königlichen Gärten haben sich viele Familien zu einem Picknick niedergelassen. Die Gebäude und Anlagen des Königspalastes präsentieren sich in einem vorzüglichen Zustand. Sie haben die Schreckensherrschaft der Pol-Pot-Clique (1975 bis 1979) unbeschädigt überstanden, und die Regierung der Volksrepublik Kampuchea pflegt dieses historische und kulturelle Erbe.

Die Bauwerke, die in ihrem architektonischen Stil den in dieser Region typischen buddhistischen Tempeln ähneln, vermitteln mit ihren farbenprächtigen, meist auf alte Legenden zurückgehenden Schmuckelementen den Eindruck alter, geschichtsträchtiger Zeug-

Ein Sonntag in Phnom Penh

nisse. Diese Absicht verfolgten wohl auch der Bauherr und seine Auftraggeber, denn der Königspalast entstand erst zu Beginn unseres Jahrhunderts. Überall stoßen wir auf Neak, die siebenköpfige Drachenschlange, die schon die neunhundertjährige Tempelstadt Angkor Vat als Symbol ziert, und damit an die ruhmreiche Vergangenheit der Khmer erinnert.

Wir besichtigen die Halle mit dem Thronsaal, wo im Jahr 1955 das Haupt des letzten kampucheanischen Königs gekrönt wurde, der dann fünf Jahre später starb, womit faktisch die Monarchie in diesem südostasiatischen Reich endete. Von dem eigentlichen Palastgebäude gelangt man durch ein Tor zu einem Tempelbezirk, in dessen Zentrum sich die Silberpagode erhebt. Ihr Boden ist mit Silberplatten ausgelegt. Eine übermannshohe Buddhastatue aus purem Gold, mit Edelsteinen reichlich verziert, dominiert in diesem heiligen Raum. Kunstvolle Gegenstände aus Edelmetallen und Edelsteinen lassen die große Kultur und den Reichtum Kampucheas ahnen, das in der jüngsten Vergangenheit – erst fünf Jahre USA-Aggression, dann dreieinhalb Jahre Pol-Pot-Regime – viele Menschenleben und große materielle Verluste beklagen mußte. Hier und im nicht weit entfernten Nationalmuseum, in dem Archäologen aus Angkor und anderen Landesteilen viele Stücke der alten Khmer-Kultur zusammengetragen haben, wird die Geschichte dieses begabten, kunstfertigen Volkes lebendig. Die Pol-Pot-Bande, die zahlreiche Tempel und andere alte Kulturstätten zerstörte, wollte die Erinnerung an die große Vergangenheit Kampucheas löschen.

Wir kommen zu einer offenen, von Säulen getragenen Halle, aus der fremde, einschmeichelnde Klänge dringen. Die Männer, die mit Xylophon, Saiteninstrumenten und

Läden kennen in Phnom Penh keinen Sonntag. Neben einem Tempel werden Souvenirs angeboten (Bild rechts). Auch am Ufer des Mekong wird jeden Tag rastlos gearbeitet (Bild unten).

Trommeln zu einem Tanz aufspielen, sind schon grauhaarig, die Tänzerinnen und Tänzer dagegen blutjung. Rundherum stehen dichtgedrängt die Zuschauer, die jüngeren überwiegen. Auf dem Marmorboden bewegen sich mit wiegenden Schritten lächelnde, barfüßige Mädchen. Den Rhythmus ihrer Beine begleiten sie mit ausdrucksvollen Gesten ihrer Hände. Ihr prachtvoller Kopfschmuck ist dem der Tempeltänzerinnen aus der Blütezeit des alten Khmer-Reiches nachgestaltet, ihn können wir auch – in Stein gehauen – auf den Basreliefs der Tempel von Angkor Vat bewundern. Was wir sehen ist nicht allein Lebensfreude über die wiedergewonnene Freiheit, es ist mehr: Ein Volk findet seine kulturelle Identität wieder.

Mit den Grauköpfen im Orchester hat es auch seine Bewandtnis. Obwohl als „unnütz" von der Pol-Pot-Clique verfolgt, haben sie überlebt. Sie beherrschen noch Rhythmus und Melodie der alten Tänze. Keo Malis, der 36jährige Tanzlehrer, ist mit ihnen zufrieden. Kritischer betrachtet er seine Schützlinge auf dem Parkett, die an der Kunstschule in Phnom Penh in dieser traditionellen Kunst ausgebildet werden. „Sie machen Fortschritte", sagt er und fügt hinzu: „Aber wir müssen noch viel üben, wenn wir alle Schwierigkeiten dieser Kunst meistern wollen."

Der schlanke, asketisch wirkende Kampucheaner, dessen schwarzer Haarschopf bereits von Silberfäden durchzogen ist, gehört zu den wenigen Tanzlehrern, die das Grauen der Pol-Pot-Zeit überlebt haben. Man hatte ihn, wie alle Städter, aufs Land in ein Zwangsarbeitslager getrieben. Als Absolvent einer Kunsthochschule war er damals ein „besonders gefährlicher" und für die „neue Gesellschaft" des Pol-Pot unnützer Mensch. Er hatte Glück. Seine Wächter brachen ihm zwar die Handgelenke, doch er entkam der Hölle, was etwa drei Millionen seiner Landsleute nicht gelang.

Das Lächeln der Tänzerinnen von Phnom Penh gehört nicht nur zum Sonntag im leidgeprüften Kampuchea. Wir begegnen ihm allerorts auf den Straßen – auch im Alltag. Die Menschen genesen zusehends körperlich und seelisch. Das Anknüpfen an die Traditionen des alten Kulturreiches Angkor ist durchaus nicht rückwärtsgewandt. Die Vorführungen der Kunstschüler enden mit einem Tanz, bei dem die Mädchen alten Kopfschmuck früherer königlicher Ballette und Plastehelme der Industriezeit zeigen. Aufbauend auf seine Geschichte will das Land eine moderne Gesellschaft errichten.

Familienausflug mit dem Fahrradtaxi. Sechs oder sieben Personen auf einem Cyclo sind keine Seltenheit in Phnom Penh.

Im nächsten Heft:

Ein Nadelöhr wird geweitet

Das Verseilen gilt beim Kabelmachen als Nadelöhr. Eine neue Verseilmaschine im Kabelwerk Köpenick soll helfen, es weiter zu machen. So bekam Fred Handlos einen neuen Arbeitsplatz und wurde mit den vielgebrauchten drei Buchstaben CAM konfrontiert. Wie wurde er damit fertig?

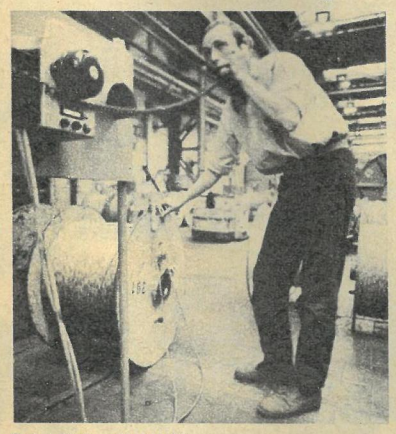


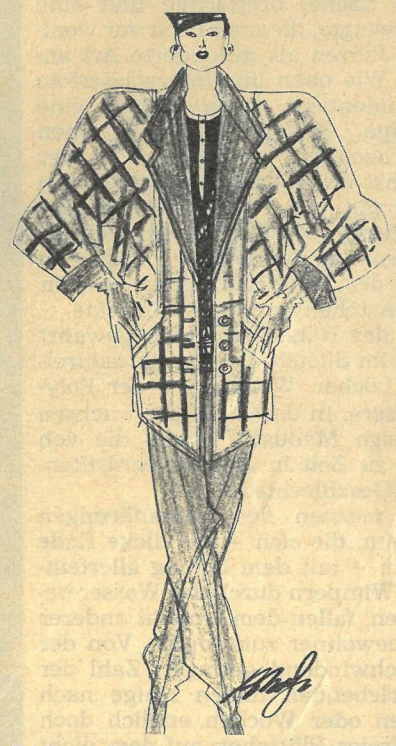
Foto: Volker Hohlfeld

Die zwei Leben der Karina W.

Am 13. Februar 1934 sank im Polarmeer die „Tscheljuskin". 104 Menschen konnten sich aufs Eis retten. 92 Männer, 10 Frauen und zwei Kinder. Darunter Karina, ein Säugling, noch keine sechs Monate alt. FREIE WELT suchte und fand das einst berühmteste Baby der Sowjetunion.

Herbstzeitlose

Kostüme, Anzüge, Mäntel für heitere und neblige Herbsttage – klassisch, zeitgemäß, zeitlos. Die neue Kollektion des Moskauer Modeschöpfers Slawa Saizew.



Zeichnung: Slawa Saizew

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Korallen vor Kuba (4)

FEUERKORALLE

Feuerkorallen sind in den Riffen rings um Kuba häufig. Gewöhnlich bilden sie zwei Wuchsformen aus, eine flache, brettartige und eine verzweigte, die man noch vor wenigen Jahren als gesonderte Art ansah. Wie oben im Unterwasserfoto dokumentiert, kann jedoch eine einzige Kolonie beide Formen gleichzeitig entwickeln. Hier wächst die Feuerkoralle außen am Riffhang im bewegten Wasser brettartig (Mitte bis rechts); weiter hinten, wo das Wasser ruhiger ist (von der Mitte nach links), stehen wie Ästchen verzweigte Gebilde.

Aus der Nähe betrachtet, gewahrt man im Skelett der Koralle zahlreiche Löcher, Wohnungen der Polypentiere. In deren Körper wachsen winzige Medusen heran: die von Zeit zu Zeit in Massen verdriftenden Geschlechtstiere.

Die meisten der birnenförmigen Larven, die sich – das dicke Ende voran – mit dem Schlag allerfeinster Wimpern durch das Wasser bewegen, fallen dem Appetit anderer Riffbewohner zum Opfer. Von der verschwindend geringen Zahl der Überlebenden finden einige nach Tagen oder Wochen endlich doch ein freies Plätzchen auf dem dicht besiedelten Felsgrund. Dort fassen sie Fuß und formen einen winzigen halbkugeligen Polypenkörper, der sofort die Abscheidung von Kalk beginnt. Mit einer harten Fußscheibe zementiert sich die junge Koralle am Grunde fest. Sie umgibt ihren zarthäutigen Leib mit einer Kalksteinwand, die scharfspitzige Zacken und Dornen trägt und in der sie wie in einer Festung haust. Nach dem Zyklus geschlechtlicher Fortpflanzung gehen auch die neu angesiedelten (zwittrigen oder aber getrenntgeschlechtlichen) Steinkorallen wieder zur vegetativen Vermehrung über. Je nach Art kommt es zum Wachstum von „Knospen“ außerhalb des Tentakelkranzes, oder der Polyp teilt sich quer durch das Mundfeld in zwei, später vier, danach acht Einzeltiere. So entsteht ein weiterer Korallenstock, bei dem die Nachfolgepolypen einerseits echtes Körpergewebe des Gründers, andererseits – bis zu einem gewissen Grad – selbständige Lebewesen darstellen, die „auf eigene Rechnung“ nach Beute angeln, gleichzeitig aber durch ein Kanalsystem untereinander verbunden sind, dessen Nährstoffumlauf alle gleichermaßen versorgt.

Text und Fotos: Dr. Dietrich Kühlmann

Oben: Die Feuerkoralle, Millepora alcicornis (LINNÉ, 1758), fällt durch starre, fahlgelbe Kolonien auf, deren Oberfläche auf den ersten Blick wenig strukturiert erscheint (im Hintergrund eine Elchhornkoralle, vorn ein Schwarm Blaukopfwrassen im Jugendkleid). – Unten: das strauchartige Achsenskelett einer abgestorbenen Hornkoralle ist zur Siedlungsunterlage einer Feuerkoralle geworden, die es innerhalb kurzer Zeit völlig überwachsen hat. Vergleichsmöglichkeiten bietet daneben eine lebende Hornkoralle. – Berühren von Feuerkorallen ist möglichst zu vermeiden. Die Nesselbatterien ihrer Wehrpolypen, so winzig diese sind, können menschliche Haut erheblich verletzen. Das injizierte Gift verursacht heftig brennende Entzündungen.

UNSERE FRAGE: Schätzen Sie das senkrechte Jahreswachstum von Riffkorallen! Maximal 0,3 cm (a), 3 cm (b) oder 30 cm (c)? – Ihre Antwort bitte auf Postkarte mit Marke „Korallen (4)“ bis 19. August an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung in Heft 18.